Die Zukunft.

Berlin, den 30. April 1898.

Paragraph 175.

„Paragraph 175 des Reichsstrafgesetzbuches", — ein wunderlicher Titel für ein Werk aus ärztlicher Feder, dem nun hier auch eine ärztliche Einführung und Besprechung zu Theil werden soll*). Die Verwunderung schwindet, wenn man sich mit dem Inhalt dieses ominösen § 175 und mit seinen praktischen Konsequenzen etwas näher beschäftigt. Es ist nämlich der Paragraph, der bei der neuerdings so viel umstrittenen „homosexuellen Frage" wesentlich in Betracht kommt, da durch ihn „die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechtes begangen wird", unter Strafe gestellt wird. Von den keineswegs seltenen analogen Sünden beim weiblichen Geschlecht weiß der deutsche Gesetzgeber in glücklicher Naivetät nichts, während durch den entsprechenden § 129 des österreichischen Strafgesetzes in allgemeiner Fassung die „Unzucht mit Personen des selben Geschlechtes" mit Strafe belegt ist.

Die Meinungen über die in diesen Bestimmungen mit Strafe bedrohten Formen geschlechtlicher Verirrung haben im Lauf der uns bekannten Zeitspanne, die wir in grasser Uebertreibung als „Weltgeschichte" bezeichnen, in verschiedenen Kulturperioden und unter verschiedenen Kulturvölkern nur allzu häufig geschwankt und gewechselt. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, in breiter Darlegung zu entwickeln, wie sich die „Blüthe" der griechischen,

*) „§ 175 des Reichsstrafgesetzbuches." Die homosexuelle Frage im Urtheil der Zeitgenossen, bearbeitet vom Dr. med. M. Hirschfeld, prakt. Arzt in Charlottenburg. Leipzig, Verlag von Max Spohr, 1898.

die décadence des römischen Alterthumes, wie sich Heidenthum und Christenthum, Mittelalter und Renaissance, Orient und Occident, gelbe und weiße Rasse, und was sonst den Kulturhistoriker, den Anthropologen und Ethnologen dabei kümmern mag, wie sich endlich vor Allem die antiken und modernen großstädtischen „Sodoms" zu diesen Fragen theoretisch und praktisch gestellt haben. Für die Strafgesetzgebung und die Strafrechtspflege in ihrer zeitlichen und örtlichen Bedeutung sind Das ja freilich unumgängliche, vielfach entscheidende Gesichtspunkte. Jedes Strafgesetz, das seinen so abgegrenzten Zwecken zu dienen bestimmt ist und wirklich dient, entspringt am Ende nicht den ausgeklügelten Meinungen abstrakter Rechtstheoretiker, sondern bietet sich als das nothwendige Ergebniß und der natürliche Niederschlag der zur Zeit seiner Abfassung vorherrschenden sittlich-rechtlichen Anschauungen, — so weit oder eng, hoch oder niedrig diese, von anderen Standpunkten aus betrachtet, nun eben auch sein mögen. Auf die damals vorherrschenden Anschauungen hatte also auch das vor bald einem Menschenalter entstandene Reichsstrafgesetzbuch in gebührender Weise Rücksicht zu nehmen. Und es nahm sie; es kodifizirte nur, was damals in den einzelnen Landesstrafgesetzen geltendes Recht, was auch im öffentlichen Bewußtsein bis dahin fast widerspruchlos anerkannt war. Zwar wurden schon damals, zur Zeit seiner Abfassung, vereinzelte Stimmen laut, die eine Streichung dieser Strafbestimmung des § 175 befürworteten. Doch ließ sich schwerlich behaupten, daß diese Einzelstimmen einen ansehnlichen Theil der Volksmeinung, der vox publica, hinter sich hätten, die vielmehr fortfuhr, die in jenen Paragraphen unter Strafe gestellten Handlungen nicht nur als Ausflüsse lasterhafter Neigungen moralisch zu brandmarken, sondern auch als verbrecherisch und strafwürdig zu betrachten. Auch heute noch dürfte sich darin kaum eine wesentliche Aenderung vollzogen haben; und es würde also von diesem Gesichtspunkte aus der angerufene Gesetzgeber schwerlich ein genügendes Motiv zur Abänderung oder Aufhebung jener Strafbestimmung thatsächlich vorfinden. Andere Umstände jedoch kommen hinzu, die es nicht nur als wünschenswerth, sondern geradezu als Pflichtsache erscheinen lassen, eine Aufklärung und Berichtigung der öffentlichen Meinung und damit eine Reform der bestehenden Strafgesetzgebung auf diesem Gebiet in die Wege zu leiten.

Diese Nothwendigkeit ist durch die inzwischen erfolgten Fortschritte der wissenschaftlichen Durchforschung dieses Gegenstandes — also durch einen von den wechselnden örtlichen und zeitlichen Verhältnissen völlig unabhängigen Faktor — herbeigeführt worden. Die ärztliche Wissenschaft — es wird wohl, trotz manchen einflußreichen Gegenwart- und Zukunft-Autoritäten, noch erlaubt sein, von einer solchen zu sprechen! — hat sich auf Grund eines umfangreichen und stetig anwachsenden Erfahrungmaterials in der Anschauung befestigt, daß

es eine verhältnißmäßig nicht geringe Anzahl von Individuen giebt, die zwar äußerlich den Habitus und die unterscheidenden Merkmale, die „primären" und selbst die „sekundären" Zeichen ihres Geschlechtes an sich tragen, denen aber in seelisch-geistiger Beziehung, namentlich im Hinblick auf die typischen Geschlechtsempfindungen, die charakteristischen Unterschiede mehr oder weniger vollständig fehlen und durch die dem anderen Geschlecht anhaftenden Eigenthümlichkeiten ersetzt sind. Das giebt sich in der von vorn herein ausschließlichen Neigung zu dem eigenen, zu dem gleichen Geschlecht — in der „Homosexualität" des Empfindens — vorwiegend zu erkennen. Es handelt sich demnach bei diesen Individuen um eine angeborene seelisch-geistige Abnormität in der Sphäre des Geschlechtsempfindens, für die man in Frankreich nicht mit Unrecht die Bezeichnung „Umkehr des Geschlechtssinnes" (inversion du sens génital) gewählt hat, während man in Deutschland den von Westphal zuerst gebrauchten Ausdruck „konträre Sexualempfindung" bevorzugt. Westphal war es, der — nach dem Vorgange einer großen gerichtsärztlichen Autorität, Casper, und des Psychiaters Griesinger — zuerst das Krankhafte, Anomale dieser in der Regel auch mit anderweitigen nervös-psychischen Störungen, bisweilen mit angeborenem Schwachsinn verbundenen Zustände nachdrücklich betonte*). Seitdem ist die Literatur dieses Gegenstandes ins Ungeheure gewachsen und die Kenntniß dieser Zustände, der zur Homosexualität disponirenden konstitutionellen Veranlagung, ihrer Erscheinungen und Entwickelungformen ist insbesondere durch Tarnowsky, Moreau, Krafft-Ebing, Moll, Schrenck-Notzing und Andere vielfach in dankenswerther Weise bereichert, wenn auch noch keineswegs in jeder Beziehung befriedigend geklärt worden. Namentlich darüber, ob es sich bei den eigentlichen Homosexualen immer um angeborene, meist in ererbter Belastung begründete krankhafte Veranlagung, um „Degenerationerscheinungen" handelt oder ob zum Theil auch erworbene, durch Gelegenheitursachen, Milieu, Erziehungeinflüsse u. s. w. geförderte Zustände vorliegen, — darüber wird noch gestritten, wenn auch die Wagschale sich mehr und mehr auf die erste Seite, zu Gunsten der angeborenen Belastung, zu neigen scheint. Doch so wichtig diese Streitfrage für die theoretische Beurtheilung und zum Theil auch für die Möglichkeit einer kurativen Beeinflussung der „Homosexualität" unter Umständen sein mag, so können wir sie hier, wo es sich lediglich um die praktischen Fragen der gerichtsärztlichen Würdigung und der unvermeidlich zu ziehenden Rechtskonsequenzen für solche Individuen handelt, als unwesentlich übergehen.

Es ist nun nicht zu verkennen, daß dem allmählich so gänzlich ver-

*) Dies geschah zuerst in einer im Jahre 1869 (Archiv für Psychiatrie, Band II) veröffentlichten Abhandlung. Die erste bezügliche Mittheilung von Casper erschien im Jahre 1863. (S. die Literaturangabe in meinem Buch „Sexuale Neuropathie", pag. 85.)

änderten wissenschaftlichen Standpunkte hinsichtlich der „konträren Sexualempfindung", der „Homosexualität" gegenüber die jetzt noch im Reichsstrafgesetzbuch und in den meisten anderen Strafgesetzen in Kraft stehenden Bestimmungen nothwendig zu mancher Härte, mancher Kollision führen und auf die Dauer schwerlich aufrecht erhalten werden können. Bei den auf Grund angeborener Belastung, psychischer Degeneration von vorn herein homosexual veranlagten Individuen, wie auch bei den etwa durch erzieherische und sonstige Einflüsse in früher Jugend homosexual gewordenen handelt es sich doch gleichermaßen um Aeußerungen eines mit unwiderstehlichem Zwange wirkenden, von den Trägern selbst keineswegs als krankhaft und naturwidrig, sondern vielmehr als ihrem innersten Wesen, ihrer Organisation gemäß empfundenen Triebes. So anomal dieser Zug und vieles Andere in dem Gebahren der betreffenden Individuen in der Regel auch ist, so ist damit doch nicht im Mindesten ein solcher psychopathischer Zustand gegeben, um daraufhin eine „Geisteskrankheit" im gesetzlich-rechtlichen Sinne zu statuiren, um, nach der herrschenden Strafrechts-Phraseologie, im gegebenen Falle ihre „freie Willensbestimmung" und damit ihre Zurechnungfähigkeit und Strafbarkeit als ausgeschlossen betrachten zu dürfen. Bekanntlich können solche Leute nicht gerade selten in den verschiedensten Lebensstellungen ganz gut ihren Platz ausfüllen; wer auf diesem Gebiete selbst Erfahrungen sammelt oder nur die von einzelnen Autoren veröffentlichten Autobiographien von „Urningen" aufmerksam durchmustert, Der weiß, daß man ihrer im Kreise der Beamten, Offiziere, Künstler, Schauspieler, Kaufleute u. s. w. (von noch höheren „Kreisen" ganz zu schweigen) mehr als genug findet. Ueber allen diesen häufig im Umfange ihrer Begabung ganz achtbaren und zuweilen sogar von einem hochgestimmten Idealismus durchdrungenen Individuen hängt nun als Damoklesschwert beständig jener drohende Strafparagraph 175, der sie zu einem ununterbrochenen selbstquälerischen Kampfe mit den gerade bei ihnen häufig abnorm starken geschlechtlichen Impulsen und zu einer lebenslänglichen Enthaltung verurtheilt, da sie sich heterosexual nicht befriedigen können und wollen, homosexual aber nicht befriedigen dürfen. In der That sind also diese unglücklichen „Urninge" (wie sie sich, nach dem Vorgange ihres seltsamen Apostels, des in den sechziger Jahren literarisch thätigen hannoverischen Juristen Ulrichs, vielfach selbst nennen) in einer bedauernswerthen, das Mitgefühl erweckenden Lage. Sie einfach zu kastriren, wie ein namhafter Psychiater vor einigen Jahren in allem Ernst vorschlug, geht doch wohl nicht an; und zu warten, bis sie sämmtlich durch hypnotistische Zauberkünste in den allein selig machenden Schoß heterosexueller Liebe zurückgekehrt sind, würde vermuthlich etwas zu lange zu dauern. Unter den jetzigen Verhältnissen fühlen sich diese Leute einem widerwärtigen Erpresser- und Denunziantenthum, einer hier und da syste-

matisch organisirten chantage wehrlos überliefert. Mit vollem Recht hat der moderne Staat sich mit der Zeit gerade den geschlechtlichen Vergehungen gegenüber auf ein immer engeres Gebiet zurückgezogen und, wo er überhaupt noch einzuschreiten für gut fand, die Strafe im Gegensatz zu der ehedem üblichen barbarischen Strenge vielfach bis zur Unwirksamkeit herunter gemildert. Es hindert nichts, in dieser Richtung noch einen Schritt weiter zu gehen und den § 175 fallen zu lassen oder durch andere, eingeschränktere Strafbestimmungen zu ersetzen. Die Ziele der Strafgesetzgebung sind auf diesem Gebiet erfüllt, wenn sie gewaltsamem Mißbrauch zu steuern, Minderjährige zu beschützen, öffentliches Aergerniß zu verhüten durch wirksame Strafandrohung bemüht ist; wofür in unserem Reichsstrafgesetzbuch durch anderweitige Bestimmungen (§ 174, 183 u. s. w.) schon genügend gesorgt ist.

Von solchen Erwägungen ausgehend, hat vor vier Jahren zuerst Krafft-Ebing in einer besonderen kleinen Schrift*) die Aufhebung der betreffenden Strafparagraphen des deutschen und des österreichischen Strafgesetzbuches**) nachdrücklich und mit eingehender Motivirung gefordert und für ihren Ersatz in dem angedeuteten Sinn bestimmte Vorschläge gemacht, deren Einzelheiten hier nicht in Erörterung gezogen werden sollen. Seinem Vorgehen haben sich gewichtige ärztliche Stimmen, namentlich von Nervenärzten und Psychiatern, angeschlossen und neuerdings ist auch in weiteren Kreisen eine ziemlich lebhafte Agitation für die Sache in Fluß gekommen und hat sich zu einer mit zahlreichen Unterschriften klangvoller Namen von juristischen, ärztlichen, schriftstellerischen, künstlerischen Notabilitäten versehenen Eingabe an den Deutschen Reichstag verdichtet. Man mag diese Eingabe, ihre Begründung und das Verzeichniß der ihr beigetretenen Männer in der angezeigten Schrift nachlesen. Da wird man auch die vielfach sehr bezeichnenden Zusätze ganz oder zum Theil wiedergegeben finden, mit denen eine Reihe der Unterzeichner ihre Unterschrift begleitet, hier und da auch einschränkt; man wird ferner Aeußerungen auch solcher Personen angeführt finden, die sich aus mehr oder weniger stichhaltigen Gründen mit dem wesentlichen Inhalt der Petition nicht einverstanden erklären konnten, so daß das Für und Wider in dieser Sache in ziemlich erschöpfender Weise repräsentirt wird. Sehr beachtenswerth erscheint u. A. ein von Eduard von Hartmann herrührender Vorschlag, der eine Bestrafung der gewerbsmäßigen homosexuellen Prostitution und die Ausdehnung der sittenpolizeilichen Aufsicht auf Personen beiderlei Geschlechtes fordert. Im Uebrigen möchte ich mir zu dem schwierigen und für eingehende

*) Krafft-Ebing, Der Konträr-Sexuale vor dem Strafrichter, Leipzig und Wien 1894.

**) In Frankreich hat man die entsprechenden Strafbestimmungen schon seit längerer Zeit aufgehoben.

Erörterung an dieser Stelle allzu heiklen Thema nur noch eine Schlußbemerkung gestatten. Humanität und Gerechtigkeit fordern unstreitig, daß unhaltbare und veraltete Strafbestimmungen nach Art des § 175 aufgegeben werden und daß den angeborenen oder frühzeitig erworbenen krankhaften Zuständen der Homosexualität bei der sittlichen und rechtlichen Beurtheilung der daraus entspringenden Handlungen in höherem Maß als bisher Rechnung getragen werde. Aber man sollte auch, wie ich schon vor mehreren Jahren bei ähnlicher Gelegenheit ausführte, nicht in gar zu große Rührung zerfließen über das traurige Geschick dieser „Urninge", die ja doch zum großen Theil für die menschliche Gesellschaft fast nur die Bedeutung von Drohnen (nicht einmal mit der bekannten Eintagsnutzbarkeit dieser Geschöpfe) besitzen. Vor Allem aber kann man die Grenzen nicht scharf und bestimmt genug ziehen gegenüber dem in Gentlemanformen sich hüllenden Lüstlingthum und der damit verbundenen männlichen Prostitution, in deren Mysterien uns von Zeit zu Zeit sensationelle Prozesse (wie vor mehreren Jahren der gegen Oskar Wilde in London geführte) schaudernd einen Blick thun lassen. Und endlich darf von dem angeblichen Rechte der abnorm veranlagten Persönlichkeit, sich in seiner Natur zu behaupten und geltend zu machen, in dieser Frage wenigstens nicht ausgegangen werden. Sonst könnte man schließlich von dem selben Standpunkte wie für die „Urninge" auch für die „geborenen Verbrechernaturen" die Freiheit beanspruchen, sich in ihrer Art „auszuleben", ohne daß Staat und Gesellschaft Etwas dawider einwenden dürften. Auf sozialem Gebiete kann und darf es ein für die einzelne, abnorme und exzeptionelle Persönlichkeit zugeschnittenes Recht dem größeren Rechte der Gesellschaft gegenüber niemals geben; am Allerwenigsten in dem Sinne und Umfange, den gewisse schwärmerische Bekenner ibsenschen Adelsmenschenthumes oder nietzschischen Uebermenschenthumes damit mißbräuchlich verbinden.

Professor Dr. Albert Eulenburg.

Die Besiedelung unserer Kolonien.

Der Leiter der Freisinnigen Zeitung wunderte sich vor Kurzem darüber, daß ein „Gewaltmensch“ wie ich das System der Selbstverwaltung für unsere Kolonien empfehle. Dieses Erstaunen ist sehr kennzeichnend für die Freisinnige Zeitung und für das deutsche Philisterthum überhaupt. Daß Herr Eugen Richter mich für einen „Gewaltmenschen“ hält, nehme ich ihm weiter nicht übel; nach der während der letzten zwei Jahre gegen mich inszenirten Hetze halten mich auch wohl weniger parteiische Beurtheiler dafür. Ich glaube, es gehört schon ein gewisses Maß von in Deutschland ungewöhnlicher Billigkeit dazu, mich nicht dafür zu halten. Aber was hat meine Ueberzeugung von der angemessenen Behandlung einer unterworfenen Bevölkerung mit meiner Ansicht darüber zu thun, wie sich die herrschende Rasse selbst am Besten in einem neuen Lande einrichtet? Herr Richter scheint zu glauben, daß Kolonien mit der Verfassung der autonomen Selbstverwaltung sich durch besondere Weichherzigkeit gegen die eingeborenen Stämme auszeichnen. Wenn ich mit dieser Vermuthung Recht habe, so empfehle ich ihm, einmal nachzusehen, wie die Karthager mit den Libyphönikern in Nordafrika verfuhren oder wie man in den freien englischen Niederlassungen in Nordamerika mit den Indianern umsprang. Die Verfassung der erobernden Nation hat mit der Behandlung der unterworfenen Völker in der Regel nichts zu thun; ob Despotismus, Aristokratie oder Demokratie: Das bleibt sich gleich.

Meine eigene Rechtfertigung, den Beweis, daß meine Behandlung der Afrikaner richtig ist, denke ich, später zu liefern; ich werde dann ruhig abwarten, wem die zukünftige Entwickelung Recht geben wird. Ich bin nicht nach Afrika gegangen, um die Eingeborenen glücklich zu machen. Dazu hatte ich keinerlei innere oder äußere Veranlassung, — eben so wenig, wie ich gefunden habe, daß die Afrikaner ein besonderes Bedürfniß empfinden, nach Europa zu gehen, um uns glücklich zu machen. Sondern ich habe Kolonialpolitik getrieben, um meinen eigenen Landsleuten und der Macht des Deutschen Reiches zu dienen. Aber ich habe stets gemeint, daß hiermit indirekt auch den Interessen der Negerwelt genützt sei; und um so mehr, je entschiedener man sie in die neuen wirthschaftlichen Ordnungen hinüberleitet, wobei ja freilich Gewaltmaßregeln leider nicht immer vermieden werden können. Nach meiner Ueberzeugung kommt bei jeder Kolonialpolitik Alles auf die wirthschaftlichen Vortheile an, die das kolonisirende Volk daraus gewinnt, und solche Vortheile sind nur zu verwerthen, wenn die Aufschließung und praktische Entwickelung der neuen Länder nach den Gesichtspunkten des gesunden Menschenverstandes vorge-

nommen wird. Mit Schultheorien und Utopien sind, so weit ich die Weltgeschichte kenne, noch niemals große Erfolge erzielt worden.

Alles läuft schließlich immer auf die Besiedelungfähigkeit der Gebiete hinaus. Weiße Ansiedelungen sind die eigentlichen Handhaben, durch die neue Werthe in den Ländern geschaffen werden, durch die rationelle Bebauung des Ackers, Schaffung geeigneter Verkehrswege, Einführung von Schutz für Leben und Eigenthum und endlich der Sieg der europäischen Kultur erzielt wird.

Ueber die Besiedelungfähigkeit unserer Kolonien ist in Deutschland denn auch im letzten Jahrzehnt beständig herumgestritten worden, seit Dr. Fischer 1885 das große Wort gelassen aussprach: „Wo Afrika fruchtbar ist, da ist es ungesund, und wo es gesund ist, da ist es unfruchtbar.“ Mir scheint nun, die Meinungen der Sachverständigen haben sich in den letzten Jahren mehr und mehr dahin geklärt, daß es sich nicht darum handelt, theoretisch dieser Frage für das ganze afrikanische Festland eine Antwort zu suchen, sondern darum, im Einzelnen die Gebiete festzustellen, die für Ansiedelungen durch Europäer geeignet sind. Daß Centralafrika mindestens so gesund ist wie das östliche Brasilien, leuchtet wohl auch dem Laien heute ein; und weshalb Weiße nicht in Dar-Es-Salaam wohnen sollen, wenn sie doch in Rio de Janeiro leben können, ist nicht abzusehen. Freilich würde ich rathen, wenn Einer nicht besondere Interessen dort zu verfolgen hat, weder nach Rio de Janeiro noch nach Dar-Es-Salaam auszuwandern. In beiden Plätzen ist die Gefahr der Erkrankung am Fieber vorhanden, wenn auch Ostafrika vor dem mörderischen gelben Fieber bewahrt ist, wie es in Brasilien wüthet. An der Küste Ostafrikas wie an der Brasiliens muß die europäische Rasse, selbst wenn sie dazu gelangen sollte, sich dort erblich festzusetzen, im Verlauf der Generationen entarten, wie es den Spaniern in Mittel- und Südamerika und den Portugiesen in Centralafrika und Goa geschehen ist. Solche Siedelungpläne müssen deshalb von der Hand gewiesen werden, so lange es noch gesunde Gebiete giebt, wo die Entartung der Rasse vermieden werden kann.

Solche gesunde Gebiete giebt es nun, meiner Ansicht nach, in Afrika bei einer Höhenlage von mindestens 1200 Metern über dem Meere überall da, wo genügende Bewässerung für ackerbauliche Betriebe vorhanden ist. In Deutsch-Ostafrika besitzen wir derartige Gebiete in erheblicher Ausdehnung: abgesehen von solchen Gebirgslandschaften wie Usambara, Ukami, Usagara, Nguru u. s. w. die weiten Hochplateaus zwischen dem Kilima-Ndjaro und dem Victoria-See und um den Norden und Osten des Nyassagebietes. Zwar ist die Frage der Besiedelungfähigkeit auch dieser Landstriche heute noch umstritten; unter Anderem spricht sich eine Autorität wie Hermann von Wissmann dagegen aus. Aber ich glaube, daß Wissmann zu wenig in Anschlag bringt, welche Wirkung auf die Bewohner dieser Länder die Einführung der modernen

Verkehrsverhältnisse, insbesondere der Eisenbahnbau, üben müßte. Mir scheint, daß man bei der Prüfung dieser Frage überhaupt immer zu sehr die heutigen primitiven Verkehrsmittel zu Grunde legt. Ein Kolonist, der erst eine afrikanische Expedition nach altem Muster auszuführen hat, bevor er in die gesunden und kühlen Hochplateaus des Westens gelangt, ist freilich in Gefahr, den Anstrengungen der Reise und des Tropenklimas zu erliegen. Wenn ihn aber eine Eisenbahnfahrt von etwa acht bis zehn Stunden dahin bringt, so sieht die Sache anders aus. Die ersten Ansiedler in Nordamerika wurden immer wieder durch Skorbut dezimirt und im siebenzehnten Jahrhundert bezweifelte man in England eine Weile allen Ernstes die Bewohnbarkeit des atlantischen Welttheiles. Heute ist der Skorbut über den ganzen weiten Westen hin verschwunden. Aehnlich wird es auch in Afrika gehen; und in kommenden Jahrhunderten wird man, glaube ich, die Klagen des heutigen Einwohners über das schreckliche afrikanische Klima wahrscheinlich eben so beurtheilen wie wir heute die Klagen der Römer über das entsetzliche deutsche oder britische Klima vor zweitausend Jahren.

Prinzipiell glaube ich also, wie aus diesen kurzen Ausführungen hervorgeht, an die Besiedelungfähigkeit weiter Strecken unserer afrikanischen, und insbesondere der mir persönlich bekannten deutsch-afrikanischen Kolonien. Ich las nun vor einigen Tagen in einer hiesigen Zeitung, daß der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Oberst Liebert, beabsichtige, demnächst viertausend deutsche Kolonisten in Uhehe anzusiedeln. Obwohl ich diese Nachricht, wie sie vorliegt, nicht für zutreffend halte, da ich den Gouverneur Liebert als einen viel zu verständigen Mann kenne, um ihm zuzutrauen, daß er ein so ungeheuer waghalsiges Experiment mit dem Leben Anderer machen wird, ein Experiment, dessen Fehlschlagen gleichzeitig einen unberechenbaren Schaden für unsere gesammte Kolonialpolitik bedeuten würde, scheint mir doch aus anderen Anzeichen hervorzugehen, daß solche Fragen jetzt in Deutschland allen Ernstes erwogen werden. Das ist der Grund, weshalb ich diese Betrachtung schreibe.

Die conditio sine qua non jeder Besiedelung ist für mich heute noch mehr als früher der Bau einer Eisenbahn, die die dafür ins Auge gefaßte Landschaft mit einem Küstenhafen und dem Weltverkehr verbindet. Nicht nur, weil sie das Mittel bietet, den Ansiedler bequem und ohne Lebensgefahr an Ort und Stelle zu bringen, sondern auch, weil sie die unumgängliche Voraussetzung für einen lohnenden Ertrag seiner Arbeit bildet. Mit der Eisenbahn kann er seine Geräthschaften und Maschinen heraufbekommen und wiederum seine Produkte auf den Weltmarkt bringen. Ohne Bahnverkehr wird er niemals fähig werden, mit den erschlossenen Landesgebieten der Erde konkurriren zu können. Ich rathe also dringend, mit solchen Versuchen zu warten, bis diese erforderliche Vorbedingung erfüllt ist; und ich kann nur empfehlen, sie so bald

wie möglich zu erfüllen. Es ist leider charakteristisch für die Art, wie man solche Dinge in Deutschland betreibt, daß trotz den großen Summen, die nachgerade auf Ostafrika verwendet sind, noch nirgends eine Eisenbahn durchgeführt ist, die einem praktischen Bedürfniß entspricht. Als die Tangabahn sich dem Rand von Handeï zu nähern begann, bildete sich im Vaterland auf Veranlassung des verstorbenen Dr. Kayser sofort ein zweites Syndikat, das nicht etwa helfen wollte, diesen angefangenen Bahnbau zum Ziel zu führen, nein, das den Plan in seiner Richtigkeit bekämpfte und dafür eine Eisenbahn von Dar-Es-Salaam nach dem Tanganjika anstrebte. Nun geriethen beide Gruppen einander in die Haare; eine wenig schmackhafte Brochurenliteratur entstand; man stritt hin und her und das Ende vom Liede war, daß auch der Tanga-Bahnbau einschlummerte. So ungefähr würde eine wohllöbliche Behörde in Schöppenstedt ihre Kolonialpolitik auch betreiben.

Wenn Deutschland seine Kolonien wirklich nutzbar machen will, muß es das Problem der Besiedelung ernstlich ins Auge fassen; und deshalb sollte es einmal, unbekümmert um alles Andere, alle zur Verfügung stehenden Geldmittel zur Anlegung einer genügenden Eisenbahn verwenden. Man sollte bis zu ihrer Fertigstellung gar nichts Anderes in die Hand nehmen, vor Allem die „Verwaltung" der Kolonie auf das Aeußerste einschränken. Erst wenn die Dampfmaschine am Ulanga pfeift, kann man Ansiedler in Uhehe unterbringen; dann erwacht wirthschaftliches Leben; die Ackerwirthschaft liefert Güter, mit denen man Waaren aus der Heimath kaufen kann; der Handel setzt auf gesunder Grundlage ein und alles Andere findet sich von selbst. Dann wird Deutschland aus seiner Kolonie wirkliche Vortheile haben. Heute ist sie eine Belastung des nationalen Wohlstandes.

Das hier gestreifte Thema habe ich bereits in meinem Buch „Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet" ausführlich behandelt. Aber es scheint fast, als ob die einfachsten Wahrheiten am Schwersten in die Köpfe hinein zu bringen sind, und der „gemeine Menschenverstand" ist längst nicht so allgemein herrschend, wie man annehmen möchte. Es ist ja ganz schön, Gesetzesparagraphen über die rechtliche Behandlung der Eingeborenen zusammenzuschreiben; es ist besonders schön, wenn die Paragraphenfabrikanten diese Eingeborenen auch nicht einmal aus der Ferne gesehen haben. Aber ich glaube doch, daß die Deutschen mehr Nutzen davon haben würden, wenn sie die Eingeborenen einstweilen möglichst sich selbst überließen und sich für die nächste Zeit darauf beschränkten, in ihren Kolonien die nützlichen Arbeiten auszuführen, ohne die weder ihre Landsleute noch auch die Eingeborenen irgend welchen materiellen Vortheil aus unserer Erwerbung afrikanischen Besitzes ziehen können.

London. Dr. Karl Peters.

Die soziale Frage im Alterthum.*)

Ganz anders als Israel verstand Hellas die schwere soziale Krisis zu überwinden, vor die es sich, ähnlich wie zuvor das jüdische Volk, gestellt sah. Das war ums Jahr 600 vor Christus, wo in ganz Attika — das wir als den edelsten Theil hellenischen Volksthumes hier allein ins Auge fassen — der Bauer unter dem Druck des Leihkapitalisten seufzte. Die Zustände müssen, nach zeitgenössischen Berichten, heillos gewesen sein. Die Bauern, die ihre Schuld nicht zahlen konnten, wurden entweder im Inlande als Sklaven verkauft oder aber — falls sie nicht die Flucht ins Ausland vorgezogen hatten — auf ihren Gütchen zu Fröhnern herabgedrückt, die fünf Sechstel des Ertrages an den Herrn abliefern mußten und nur ein Sechstel für sich zurückbehalten durften. „Gar Mancher war", heißt es in Solons Gedichten, „der hier unwürdige Sklavenbande trug, im eigenen Vaterlande vor dem Wink des Herrn erzitternd!" Andere wieder

„waren ja, da das Gesetz
Es heischte oder frevle Willkür es erzwang,
Verkauft als Sklaven, Andre, von der Schulden Last
Erdrückt, in fernes Land entflohn und hatten dort,
Bei fremden Menschen irrend, selbst der Muttersprache Laut
Verlernt."

So war Attika nahe daran, gänzlich eine Beute der Aristokratie zu werden, die ohnehin alle politischen Rechte in ihrer Hand vereinigte, als eine mächtige Volksbewegung ihr die von Solon — einem atheniischen Aristokraten — vorgeschlagenen Reformen abtrotzte (594 vor Chr.). Deren große Bedeutung wurzelte in zwei Akten: in der Aufhebung der persönlichen Haftbarkeit der Schuldner (mit rückwirkender Kraft dieses Gesetzes) und in der Aufhebung aller Schuldforderungen (der „Seisachthie", d. h. Abschüttelung aller Lasten). Mit einem Schlage wurden alle Bürger, die im Lande zu Sklaven gemacht worden waren, frei und konnten Alle, die Schulden halber das Land verlassen hatten, zurückkehren; und mit einem Schlage war der Bauer, der bisher nur Fröhner des Adels gewesen, seiner Verpflichtungen ledig und sein eigener und seines Gutes freier Herr. Auf diese Weise war thatsächlich eine Bauernbefreiung großen Stils durchgeführt, waren Bodenverschuldung und Latifundien aus der Welt geschafft: vielleicht die gewaltigste soziale Reform, die

*) S. „Zukunft" vom 23. April 1898: „Israels Sozialreform".

jemals in der Weltgeschichte auf friedlichem Wege zur Ausführung gelangt ist. Seitdem ist die Existenz des Kleinbauernstandes im alten Attika im Laufe von Jahrhunderten — von kriegerischen Invasionen abgesehen — nie mehr in Frage gestellt worden: wobei freilich den Bauern zu Hilfe kam, daß das Regime der Großgrundbesitzer bald nach der solonischen Reform politisch und wirthschaftlich vernichtet wurde, — zunächst durch die Diktatur der Pisistratiden, die sich auf die Parzellenbauern stützte und anti-aristokratisch par excellence war, und dann durch die Demokratie, die den alten grundbesitzenden Adelsfamilien die Krallen gründlich beschnitt, ja, durch die übertriebenen steuerlichen Anforderungen an ihr Vermögen schließlich die meisten gradezu an den Bettelstab brachte. So steht der großartige Erfolg der solonischen Sozialpolitik außer jedem Zweifel; und sicher ist ihr ein mächtiger Antheil an der wundervollen Entwickelung Athens in der Folgezeit zuzuschreiben, da sie am Meisten zur Erhaltung eines breiten und gesunden bäuerlichen Mittelstandes und also auch zum mächtigen militärischen und politischen Aufschwunge des Landes beigetragen hat.

Der soziale Konflikt zwischen Kleinbauernstand und Latifundienwirthschaft, der keinem Kulturvolk des Alterthumes erspart geblieben ist, mußte in Rom in Folge der Weltherrschaft wie der politischen Konstellation ganz besonders riesige Dimensionen annehmen. Zunächst war nämlich die römische Bauernschaft seit dem ersten punischen Kriege durch die langen Feldzüge ganz besonders stark mitgenommen worden: sei es durch direkte Verluste im Felde, durch Vernachlässigung ihrer Besitzthümer oder durch die Entwöhnung von der landwirthschaftlichen Arbeit. Dazu kam dann die erhöhte Konkurrenz durch die Einfuhr von Getreide aus den eroberten Ländern, zumal Sizilien und nachher Sardinien und Spanien. Die Hauptsache aber that hier, wie stets im klassischen Alterthum, die Kreditnoth des kleinen Bauern. Auch der Bauer braucht, mit der Entwickelung der landwirthschaftlichen Technik, etwas Kapital; und da er es nicht selbst hat, fängt er zu borgen an. Ferner nöthigen Mißernte, Nothstände und Kriegsereignisse den Bauern, den Kredit in verhältnißmäßig größerem Maß in Anspruch zu nehmen, ohne daß Aussicht auf baldige Wiedererstattung des geliehenen Kapitals da wäre. Und das planmäßige, ja gewaltsame „Legen" der Bauernhöfe durch die großen Besitzer thut das Uebrige. Endlich kam damals die Plantagenwirthschaft auf, d. h. „die Bestellung der Felder durch eine Heerde nicht selten mit dem Eisen gestempelter Sklaven, die mit Fußschellen an den Beinen unter Aufsehern des Tages die Feldarbeiten thaten und nachts in dem gemeinschaftlichen, häufig unterirdischen Arbeitzwinger zusammengesperrt wurden" (Mommsen). Der Plantagenbau war rentabler als die bäuerliche Wirthschaft, denn die Kosten der Arbeit waren dort auf ein Minimum reduzirt, wo der Sklave so billig zu bekommen und

zu ersetzen war, wo er ohne Familie leben mußte und — im Gegensatze zum Freien — nicht zu den Waffen einberufen werden durfte.

In derselben Richtung auf Schaffung von Latifundien wirkte die von den römischen Kapitalisten längst schon ins Werk gesetzte Okkupation des ager publicus, d. h. der Landstrecken, die von den eroberten Territorien an den römischen Staat abgetreten worden waren. Zwar bestimmte ein zu Anfang des zweiten Jahrhunderts erlassenes Ackergesetz — das von späteren Annalisten als liziniſches Ackergesetz ins Jahr 367 verlegt wurde —, daß Niemand mehr als 500 Morgen in Besitz haben dürfe: aber dies Gesetz wurde von der Nobilität, die ja thatsächlich Stadt und Reich regirte, nicht beachtet; auch läßt sich nicht verkennen, daß die leichteste Art, das zu erwerbende Land zu kultiviren, eben in der von den römischen Kapitalisten gewählten Methode bestand. Es stand ja allen Bürgern die Möglichkeit, zur Okkupation zu schreiten, frei; aber, weil eben hierzu Kapitalvorschüsse nöthig waren, mußte „diese freie Konkurrenz faktisch nicht den kleinbäuerlichen Besitzern, sondern nur den Großkapitalisten zu Statten kommen; sie stellt in der That den schrankenlosesten Kapitalismus auf agrarischem Boden dar, der in der Geschichte jemals erhört gewesen ist“ (Max Weber).

Hier war es nun, wo die beiden Gracchen einsetzten: sie strebten die reelle Durchführung jenes Ackergesetzes an, um den in seiner Lebenswurzel angegriffenen Bauernstand — die wichtigste Stütze von Roms Imperium — zu retten. Der Plan, den Tiberius Gracchus als Volkstribun des Jahres 133 entwickelte, war bekanntlich dieser: Niemand solle mehr als 500 Morgen okkupiren dürfen; Alles, was sonst okkupirt worden sei, solle vom Staat eingezogen und unter Besitzlose vertheilt werden, denen dafür eine jährliche Abgabe an den Staat auferlegt, übrigens auch der Verkauf der Parzellen verboten war. Zur Durchführung des Gesetzes sollte jährlich ein Dreimänner-Kollegium gewählt werden, das in erster Linie überhaupt die Staatsländereien ausfindig machen sollte, die im Laufe der Jahrhunderte in Privatbesitz gerathen waren.

Formell juristisch war der Vorschlag nicht anzufechten; denn die Okkupation der Staatsländereien durch Private war wider das Gesetz geschehen und der Staat konnte die Rückgabe beanspruchen. Aber faktisch hatten die Kapitalisten seit Jahrhunderten mit solchem Land genau wie mit ihrem Privateigenthum geschaltet, es weiter verkauft und vererbt. Die Durchführung jenes Vorschlages hätte daher in Wirklichkeit einen totalen Umsturz der Vermögensverhältnisse bedeutet: viele Familien mit ererbtem Reichthum wären mit einem Schlage um den größten Theil ihrer Güter gekommen, während freilich auf der anderen Seite viele Tausende von Besitzlosen sich in die Lage halbwegs wohlhabender Erbpächter versetzt gesehen hätten. Es ist deshalb begreiflich, daß die Nobilität sich durch

jenen Antrag in ihrem Lebensnerv getroffen fühlte und daß aus ihren Reihen angesichts des revolutionären Beginnens ein Schrei des Unwillens sich erhob.

Es ist bekannt, wie die Reformbewegung völlig fehlschlug und nur den Untergang ihrer Urheber herbeiführte: so schritt der Prozeß der sozialen Zersetzung immer weiter vor, schwand der Bauernstand immer mehr zusammen, wurde die Kluft zwischen Arm und Reich immer tiefer. Damit aber war das Geschick der Republik besiegelt, — ihr Untergang nur eine Frage der Zeit.

* * *

Für die Staaten des Alterthumes war die Frage der Erhaltung des Kleinbauernstandes der weitaus wichtigste Theil des sozialen Problemes, aber sie stellte durchaus nicht das ganze Problem dar. Das zeigt besonders die Geschichte Athens, wo seit der solonischen Reform die Existenz jenes Standes völlig gesichert und eine „Agrarfrage" im Lande selbst nicht mehr zu lösen war. Zunächst war fortwährend Bedarf an Land, weil die Bevölkerung bis zum peloponnesischen Krieg stetig wuchs und in den Gewerben nicht genügend Unterkunft fand. Hier schuf nun die Ansiedelung von Bürgern in eroberten, bereits kultivirten Gegenden und ihre Ausstattung mit Bauerngütchen Abhilfe. Diesem System der „Kleruchien", wie man wegen der Vertheilung der Bodenparzellen durchs Loos (κλῆρος) solche Bürgerkolonien nannte, war natürlich beim Volk ungemein beliebt, da es seit je her der Wunsch des unbemittelten Atheners war, als selbständiger Ackerwirth ausreichendes Einkommen zu haben. Naturgemäß setzte es aber, wenn es in großen Umfange betrieben werden sollte, eine siegreich expansive und erfolgreich kolonisatorische Thätigkeit voraus: es konnte daher von Athen vornehmlich nur auf der Höhe seiner Macht (im fünften Jahrhundert) in umfassendem Maße durchgeführt werden. Zumal während des Vierteljahrhunderts, in dem Perikles herrschte, ging die Zahl Derer, die durch Zuweisung auswärtigen Landes versorgt wurden und meist in einen fertigen Bauernhof hineinkamen, in die Tausende. Hierbei hatte Perikles mehrere Zwecke im Auge: „seine Absicht war, die Stadt von einem arbeitlosen und eben deshalb unruhigen Gesindel zu befreien, der Noth des Volkes abzuhelfen, zugleich auch eine Art von Besatzung unter die Bundesgenossen zu legen und sie durch Furcht von Aufruhr abzuhalten" (Plutarch).

Auch mit den wunderbaren Bauten, die Perikles ausführen ließ, verband er einen sozialpolitischen Zweck. Das beweist der Bericht Plutarchs, der also lautet: „Perikles stellte dem Volk vor, man müsse den Ueberfluß an solche Dinge wenden, von denen man sich für die Zukunft unsterblichen Ruhm, für jetzt aber allgemeine Wohlhabenheit versprechen könne, weil dabei mancherlei Arbeiten und Geschäfte aufkämen, die jede Kunst erwecken, allen Händen zu thun geben und so fast die ganze Stadt in Verdienst setzen würden. Den-

jenigen nämlich, die die erforderlichen Jahre und Kräfte hatten, verschaffte wohl der Kriegsdienst ihren reichlichen Unterhalt aus dem Staatssäckel; allein Perikles wollte, daß die anderen Bürger und Handwerker weder von diesem Verdienst ausgeschlossen sein, noch ihn ohne Arbeit bei Müssiggang erhalten sollten, und gab nun durch Aufführung großer und ansehnlicher Gebäude dem Volke alle Hände voll zu thun. Die erforderlichen Materialien waren Steine, Erz, Elfenbein, Gold, Eben- und Cypressenholz. Zu deren Bearbeitung gehörten Künstler, Zimmerleute, Bildhauer, Kupferschmiede, Steinmetzen, Färber, Goldarbeiter, Elfenbeindreher, Maler, Sticker und Drechsler; um sie zu holen und herbeizuschaffen, brauchte man zur See Kaufleute, Matrosen und Steuermänner, zu Lande Wagner, Fuhrleute, Seiler, Leinweber, Riemer, Wegebereiter und Bergleute. Jede Kunst hatte noch, wie ein Feldherr, ein eigenes Heer von gemeinen Leuten aus der unteren Volksklasse unter sich, die bei der Arbeit als Handlanger dienten. So konnten die mancherlei Verrichtungen über jedes Alter und jeden Stand reichlichen Gewinn verbreiten und ausstreuen." Auf diese Weise ward, modern geredet, für gute Konjunkturen und günstige Arbeitgelegenheit für Jeden, der arbeiten wollte, gesorgt: denn es ist klar, daß diese großartige Bauthätigkeit indirekt auch andere als die unmittelbar in Betracht kommenden Gewerbe anregen mußte.

Inzwischen aber war eine neue Art „Arbeitlosigkeit" in großem Umfange entstanden, die gerade für die mächtigsten antiken Gemeinwesen so charakteristisch ist: jene des städtischen Bummlers oder, mit einem modernen Ausdruck, des „Lumpenproletariers". Die reißend schnelle Zunahme der gewerblichen Verwendung von Sklaven hatte einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeigeführt, die von nun an die gewerbliche Arbeit als unwürdig eines freien Mannes anzusehen anfing. Diese Verachtung der erwerbenden Arbeit stand in engem Zusammenhang mit der eigenartigen hellenischen Lebensanschauung, wie sie sich seit der jonischen Philosophie immer schärfer ausgeprägt hatte, der, nach des Thales Ausspruch, als höchstes Ziel dünkte: „möglichst viel Muße im eigenen Hause zu haben", — natürlich zum Zweck möglichster Erkenntniß des Makrokosmus außer uns und des Mikrokosmus in uns und zum Zweck, sich selbst zum Kunstwerk auszubilden, wie der Weise meinte; aber der ungebildete Plebejer begriff unter jenem Ideal das dolce far niente des städtischen Bummlers. Dazu kam dann noch die eigenartige Situation, in der das atheniſche Volk sich um die Mitte des fünften Jahrhunderts befand. Der gewaltigen Heerschaaren des Großkönigs war es Herr geworden; und nachdem kurz zuvor noch sein Geschick auf des Messers Schneide gestanden, hatte es kräftig die Offensive ergriffen und das attische Reich begründet. Dieses Volk nun, dessen Selbstgefühl durch das von ihm täglich souverain und direkt ausgeübte Regiment sehr gesteigert werden mußte,

wollte natürlich auch die materiellen Früchte von Herrschaft und Demokratie pflücken. Deshalb mußte Perikles, um sich am Regiment zu erhalten, zu dem Mittel greifen, die Wünsche des Volkes durch staatliche Zuwendungen zu erfüllen, und kam so dazu, „wie Viele behaupten, das Volk zuerst mit der Vertheilung der Ländereien, den Schauspielgeldern und dem Dienstlohn bekannt zu machen, es durch seine Staatsmaximen zu verwöhnen und damit aus einem mäßigen und arbeitsamen Volk in ein üppiges und übermüthiges zu verwandeln" (Plutarch).

Zunächst führte Perikles die Besoldung der Richter ein. Das war wirklich nothwendig, wenn die ärmeren Bürger am Geschworenendienst Theil nehmen sollten, hatte aber praktisch die Folge, daß nicht weniger als 6000 Bürger (von im Ganzen etwa 35 000) als Geschworene je zwei Obolen (d. h. etwa den Lohn eines Tagelöhners) für jede Sitzung erhielten. Die hohe Zahl der Richter kam daher, daß die Kompetenzen des Volksgerichtes erweitert, ja sogar bestimmte Prozesse der am attischen Reich (d. h. delischen Bunde) theilnehmenden Gemeinwesen nach Athen verwiesen wurden und daß ferner Hunderte, ja bis 1500 Geschworene in den einzelnen Sachen tagten. Dann wurden die Rathsherren, die eben so wie die Geschworenen erloost wurden, 500 an der Zahl, mit einer Drachme (= 6 Obolen) pro Kopf täglich besoldet. Da außerdem eine Menge Beamte und Truppen von Staats wegen unterhalten wurde, lebte in dieser Zeit mehr als die Hälfte aller Bürger auf Staatskosten. Denn — sagt Aristoteles in einem naiv launigen Bericht — „aus den Umlagen und Zöllen der Bundesgenossen vermochten sich mehr als 20000 Bürger zu erhalten: 6000 Richter, 1600 Bogenschützen, 1200 Reiter, 500 Rathsherren, 500 Mann Besatzung in den Werften, 50 Burgwächter, gegen 700 Beamte in Attika, etwa eben so viel außerhalb Attikas, dann später seit Beginn des peloponnesischen Krieges die stehende Besatzung von 2500 Schwerbewaffneten, 20 Wachtschiffe, ferner die Schiffe zur Beitreibung der Bundesumlagen mit ihrer Bemannung von 2000 durch das Loos bestimmten Seeleuten, endlich die im Prytaneion gespeisten Personen, die Waisen und die Gefangenenwärter: alle diese Leute bezogen ihr Einkommen aus öffentlichen Mitteln. Aus jener Quelle also schöpfte das Volk seinen Unterhalt!"

Nach des Perikles Tode wurde die von ihm im Großen getriebene Sozialpolitik prinzipiell weiter verfolgt: der Sold der Richter wurde (etwa ums Jahr 425) von zwei auf drei Obolen täglich erhöht; der Besuch der Volksversammlung — von der viele Athener seit dem Zusammenbruch des attischen Reiches durch die Nothwendigkeit, sich ihren Unterhalt zu verdienen, ferngehalten wurden — wurde seit dem Jahre 400 honorirt, zuerst mit einer Obole, dann in rascher Steigerung mit zwei und drei Obolen, schließlich mit $1\frac{1}{2}$ Drachmen; endlich in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, wo

die Finanzverwaltung reorganisirt wurde, bestimmte man, daß alle Ueberschüsse unter die Bürger als „Festgelder" (θεωρικά) vertheilt werden sollten: dadurch ward natürlich das Finanzwesen Athens geschädigt, der Staat zu umfassenden Kriegsvorbereitungen unfähig und das aus der Staatskrippe gespeiste Volk demoralisirt. „Die Radikalen, so weit sie wirkliche Patrioten waren wie Demosthenes, fanden Das auch schädlich und schändlich, aber sie hüteten sich wohl, daran zu rütteln: der Demos herrschte und wollte Etwas davon haben; mit dem Ruhm und dem Einfluß draußen war es knapp geworden, von den schönen Phrasen ward er nicht satt" (Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff).

Aber auch der Schaulust des Volkes wurde durch öffentliche Einrichtungen Genüge geleistet. Bei uns muß man, um ins Theater zu gelangen, auf eigene Kosten ein Billet lösen: der athenische Bürger hatte Das nicht nöthig, denn für ihn zahlte seit Perikles der Staat das Eintrittsgeld, das dann der Theaterpächter erhielt. Dazu kamen weiter noch die mit den religiösen Festen verbundenen Aufzüge, die jetzt an Zahl wie an Pracht der Ausstattung bisher nie Gesehenes boten. Schließlich wurde noch die Steuerpolitik in den Dienst dieser Art von „Sozialreform" gestellt. Hier bot die Benutzung der uralten Institution der „Liturgien" den wirksamsten Modus der Besteuerung der Reichen. Diese Liturgien waren Dienste der Bürger für das Gemeinwesen, zu denen alle Bürger von einem gewissen Vermögen an verpflichtet waren; sie betrafen im Einzelnen vornehmlich die Ausrüstung von Kriegsschiffen, die Unterhaltung von Chören für die Festvorstellungen, die Stellung von Rennpferden für Aufzüge und Wettkämpfe an gewissen Festen u. s. w. Dies System großer naturaler Leistungen, zu denen die Reichen abwechselnd herangezogen wurden, ward unter der Demokratie in geradezu ungeheuerlicher Weise ausgebildet; und so wurden die großen Vermögen, die den furchtbaren Steuerdruck auf die Dauer nicht aushalten konnten, langsam zerstört. Inzwischen mußten sich aber, unter dem System der Gewerbefreiheit, immer wieder neue Vermögen bilden, die dann natürlich wieder zu Gunsten der Aufgaben des Gemeinwesens oder der Schaulust des nimmersatten Volkes geschröpft wurden.

Ein Ende wurde diesem System erst gemacht, als im Jahre 322 die siegreichen Makedonier (unter Antipater) in Athen ihren Einzug hielten, die alte demokratische Verfassung stürzten und die Herrschaft des „abscheulichsten Thieres", wie den attischen Demos selbst sein sonst guter Freund Demosthenes gelegentlich nannte, beseitigten. Fortan sollte das Stimmrecht nicht mehr allgemein, sondern nur auf die Vermögenden beschränkt sein. Dadurch verloren von den 21000 Bürgern Athens auf einen Schlag 12000 das Recht der Theilnahme an den wählenden und beschließenden Versammlungen. Mit der alten Verfassung war aber auch ihre Konsequenz, die in der Fütterung der Plebs gipfelnde Sozialpolitik, für immer beseitigt. Denn all die Diäten

für Theilnahme an Volksversammlung und Volksgericht fielen nun von selbst fort, weil das „Volk“ ja gar nicht mehr zugelassen wurde, und auch mit der Praxis der Austheilung von Spenden in Form von Festgeldern wurde jetzt definitiv gebrochen. Die Noth aber, die alsbald in Athen ausbrach, weil viel armes Volk, das an die Alimentirung aus der Staatskrippe gewöhnt war, nun nicht mehr wußte, wovon leben, — diese Noth heilte Antipater dadurch, daß er mehrere Tausende davon in Thrakien ansiedelte, wo sie von nun an in harter Arbeit den struggle for life zu bestehen hatten, dem sie bis dahin als hommes entretenus aus dem Wege gegangen waren. Dem Rest der ärmeren Bevölkerung aber war dadurch in Attika selbst Spielraum für Thätigkeit und Erwerb geschaffen.

In Rom bildeten sich seit dem zweiten Jahrhundert ähnliche Zustände heraus, nur daß sie weit großartigere Dimensionen annahmen. Durch die Proletarisirung der kleinbäuerlichen Schichten, die in Handel und Gewerbe kein Unterkommen fanden, sammelten sich in der Hauptstadt unbeschäftigte Massen an, die bald gänzlicher Verkommenheit anheimfielen und für Jeden zu haben waren, der Etwas zu bieten hatte. So mußte es über kurz oder lang nöthig werden, diesen großstädtischen Pöbel aus der Staatskrippe zu ernähren. Den Anfang mit dieser Politik machte der jüngere Gracchus, der, um das Volk an sich zu fesseln, ein Getreidegesetz (lex frumentaria) zur Annahme brachte, nach dem regelmäßig jeden Monat jeder in Rom ansässige arme Bürger aus den öffentlichen Magazinen ein gewisses Quantum Getreide zu einem ganz geringen Preise erhalten sollte. Früher war wohl in Zeiten der Theuerung vom Staat Getreide beschafft und billig an das Volk abgegeben worden; zuweilen hatten auch ehrgeizige Privatmänner unter das Volk Brot, Fleisch oder andere Gaben vertheilt; aber Das war bisher nur Ausnahme gewesen und als Almosen aufgefaßt worden und nun wurde es Prinzip und geradezu als Recht des Armen statuirt. Mit prachtvoller Knappheit weiß Cicero über dies Gesetz zu berichten: „Frumentariam legem C. Gracchus ferebat. Jucunda res plebi Romanae. Virtus enim suppeditabatur large sine labore. Repugnabant boni, quod et ab industria plebem ad desidiam avocari putabant et aerarium exhauriri videbatur.“ Da von all den sozialen Anläufen der Gracchenzeit nur die Getreidespenden sich erhielten, war deutlich bewiesen, daß es mit der alten republikanischen Römerherrlichkeit zu Ende ging: weil eine Erhaltung oder gar Kräftigung des Bauernstandes diesem Volk nicht mehr möglich war, sondern nur eine Erhaltung und Kräftigung des Lumpenproletariates. Wirklich sind auch die Versuche der nächsten Zeit, zumal Sullas und Caesars, das städtische Bürgerproletariat mit Land zu versehen, total fehlgeschlagen. Es konnte sich vielmehr schließlich nur noch um die Befriedigung seiner wichtigsten Bedürfnisse handeln,

damit es sich ruhig verhalte und den Verlust seiner zu Zeiten recht einträglichen politischen Rechte verschmerze, da ja „mit der Republik und den republikanischen Wahlen die Bestechung und Vergewaltigung der Wahlkollegien, überhaupt die politischen Saturnalien der Kanaille von selbst ein Ende hatten" (Mommsen). Aus diesem Grunde mußte die Sozialpolitik dieser Epoche an die durch Cajus Gracchus eingeführten und seitdem immer umfangreicher gewordenen Getreidespenden anknüpfen. Zur Zeit Julius Caesars war es schon dahin gekommen, daß es in Rom 320 000 Kornempfänger gab. Offenbar waren viele Unberechtigte darunter, denn der Diktator — der auch durch Begründung von Kolonien einen Abzugskanal zu schaffen suchte — verfügte, daß künftig nur 150 000 Mann an den staatlichen Kornlieferungen Antheil haben sollten. Aber nach Caesars Tode kehrte man sich nicht mehr an die Verordnung, und bald war die Zahl der Kostgänger des Staates wieder auf 200 000 angeschwollen. Augustus erkannte, wenn wir Sueton glauben dürfen, das Gemeinschädliche dieser Institution — die Belastung der Staatskasse, die Demoralisirung des Volkes und die Schädigung der italischen Landwirthschaft —, aber er sah sich aus politischen Rücksichten außer Stande, das unglückliche System abzuschaffen: er hatte eben eingesehen, daß der Hunger die vornehmste Ursache der Revolution zu sein pflegt. Und deshalb war es gerade Augustus, der das System der Getreidevertheilung reorganisirte und auf eine technisch vollkommenere Grundlage stellte. An der Spitze standen die Getreidepräfekten (praefecti annonae), die zur Erfüllung ihrer Aufgabe über die kaiserliche Kornflotte und ein ganzes Heer von Beamten und Dienern Verfügung erhielten. Die Ausgabe des Getreides erfolgte monatlich auf dem Marsfelde an 45 Schaltern; und die Ordnung wurde dadurch hergestellt, daß jeder Empfänger umsonst eine Marke erhielt, die ihn berechtigte, seinen Theil an einem bestimmten Monatstage an einem ausdrücklich bezeichneten Schalter zu erheben. Außerdem wurden bei außerordentlichen Gelegenheiten — sei es bei besonderen Festlichkeiten, sei es bei Hungersnöthen — noch besondere Gaben, Geld oder abermals Lebensmittel, vertheilt. Wenn nun der große Haufe nicht durch Arbeit in Anspruch genommen ist und sich auch nicht mit Politik und öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen soll, so erfordert die Staatsraison, daß die Obrigkeit für die Ausfüllung seiner Musse Sorge trage. Deshalb entschloß sich Augustus, das Volk durch Spiele zu unterhalten und seiner Phantasie auf diese Weise Beschäftigung zu geben. Schon früher waren Spiele — „die Offenbarung wie die Nahrung der ärgsten Demoralisation in der alten Welt" (Mommsen) — bei gewissen Gelegenheiten üblich gewesen und hatten die wichtigste Volkslustbarkeit dargestellt. Aber was Augustus hier an Fechterspielen und Thierhetzen, an Aufführungen im Theater und im Cirkus dem Volke bot, stellte alles bisher Dagewesene in den Schatten, so

daß bereits Sueton bemerkt: „spectaculorum et assiduitate et varietate et magnificentia omnes antecessit.“

Unter den späteren Kaisern glitt man auf der schiefen Ebene, die man mit der Parole „Brot und Spiele“ betreten hatte, immer weiter abwärts. Man begnügte sich nicht mehr mit Getreidevertheilungen — an deren Stelle übrigens seit Aurelian (270—75 n. Chr.) die tägliche Austheilung von Brot trat —, sondern man gab noch Oel, Wein, Salz, schließlich auch Fleisch, Kleider und baares Geld dazu. Das ganze System hatte den Zweck, das arbeitlose und meist auch arbeitscheue Volk der Hauptstadt mit Lebensmitteln zu versorgen, um es bei guter Laune zu erhalten und Unruhen zu vermeiden. Wenn Ammianus Marcellinus den Stadtpräfekten lobt, so hebt er ganz besonders hervor, daß während seiner Administration Rom an Allem Ueberfluß hatte; und der selbe Autor belehrt uns, daß es im Fall des Mangels nicht nur der nothwendigen Lebensmittel, sondern selbst schon des entbehrlichen Weines zu Straßenkrawallen kam. So wurde es geradezu eine Existenzbedingung für das Kaiserreich, die erforderlichen Rationen für die Spenden rechtzeitig aus den Provinzen herbeizuschaffen: jede Verzögerung im Transport konnte verhängnißvoll werden. Das System der Volksbelustigungen wurde unter den späteren Kaisern natürlich ebenfalls weiter ausgebaut. Die wichtigsten Spiele waren jetzt die circensischen, bei denen es sich um Wagenrennen, gymnastische Kämpfe und Thierhetzen handelte. „Die Zahl der Plätze im Cirkus giebt Dionys auf 150 000, Plinius nach der Erweiterung durch Nero auf 250 000 an. Neue Erweiterungen erfolgten durch Trajan, der 5000 Plätze hinzufügte, und ohne Zweifel später wiederholt durch andere Kaiser. So faßte der Cirkus im vierten Jahrhundert 385 000 Plätze“ (Friedländer). Die Gladiatorenkämpfe, die vorzugsweise im Amphitheater stattfanden, wurden von den Kaisern nicht minder ausgebildet. Und schließlich wurden noch bei den Spielen Geschenke, zumal Eßwaaren, oder Marken, die für die Empfänger Anweisungen auf Gewinn darstellten, unter die Zuschauer geworfen. So konnte dem Kaiser Aurelian sein Stadtpräfekt mit Recht sagen: nun fehle blos noch, daß dem Pöbel die gebratenen Tauben in den Mund flögen. Da zugleich im ganzen Reich immer mehr die Massen verarmten, der Reichthum in den Händen Einzelner sich anhäufte, die Korruption stieg, mußte das Ergebniß sein: Anarchie im Inneren und Schwäche nach außen. So waren Reich und Kultur der Römer längst schon morsch und faul, als ihnen die Barbaren den Gnadenstoß gaben.

Professor Georg Adler.

Die Farbstoffindustrie.

Deutschland besitzt einige Farbstoffwerke, die tausend bis viertausend Arbeiter beschäftigen. Wichtig ist hier besonders die Fabrikation der künstlichen Arzneimittel, die von den großen Farbwerken gepflegt wird. Die Fortschritte dieser Industrie sind weniger dem merkantilen Geist zu verdanken als der Wissenschaft. Es giebt kein Gebiet menschlicher Thätigkeit, wo die reine, ans Gebiet des Philosophischen grenzende Spekulation so greifbare Erfolge erzielt hätte. Freilich kommt neben dem rein Theoretischen auch die praktische Arbeitfähigkeit, die chemische Routine, in Betracht. Man hat früher, bis über die Mitte dieses Jahrhunderts hinaus, nur mit Pflanzenfarben gefärbt, weil man keine anderen kannte. Diese Pflanzenfarben besitzen zum Theil vorzügliche färberische Eigenschaften und sind noch heute in Gebrauch. Als aber die chemische Forschung ihre Fühlhörner in immer weitere Kreise von Körpern erstreckte, gelangte sie auch zu Farbstoffen, die in der Natur nicht vorhanden sind, die heute in großen Mengen zur Verwendung kommen und zum Theil die Pflanzenfarben verdrängt haben. Ein anderer Zweig der chemischen Forschung behandelte ein quantitativ jedenfalls kleineres Gebiet mit großem Erfolg: das Studium der chemischen Zusammensetzung der wichtigen natürlichen Farbstoffe und ihren künstlichen Aufbau mit Hilfe der chemischen Syntheſe. Dabei handelt es sich um eine doppelte Aufgabe; man muß einen komplizirten molekularen Organismus erkennen und ihn dann wieder aufbauen. Auf diesem Gebiet sind zwar nicht sehr zahlreiche, aber um so wichtigere Erfolge der chemischen Forschung zu verzeichnen.

Die für die Farbstoffindustrie bedeutsamste Theorie ist die des Benzols, die sich natürlich wieder auf die allgemein längst anerkannte Molekular- und Atomtheorie stützt. Das Benzol, ein aus dem Steinkohlentheer destillirtes leichtes Oel, könnte seiner quantitativen Zusammensetzung nach aus einem Atom Kohlenstoff und einem Atom Wasserstoff bestehen. Nach einer anderen Theorie ist diese molekulare Zusammensetzung des Benzols nicht möglich, denn sie widerspricht der Lehre von der Valenz oder Werthigkeit. Jedes chemische Element hat nämlich die Fähigkeit, eine bestimmte — bei einigen Elementen allerdings innerhalb gewisser Grenzen schwankende — Anzahl von Wasserstoffatomen binden zu können, und gerade der Kohlenstoff gehorcht diesem Gesetz von der Valenz oder Werthigkeit sehr genau. Mit einer einzigen Ausnahme ist er in allen seinen Verbindungen als vierwerthig erkannt; Das heißt: er bindet vier Wasserstoffatome, die einwerthig sind, oder vier andere einwerthige Atome oder Atomgruppen, oder zwei zweiwerthige oder eine einwerthige und eine dreiwerthige Gruppe. Es war nicht anzunehmen, daß der Kohlenstoff im Benzol von dieser Regel eine Ausnahme macht. Kékulés Benzoltheorie, mit der die weitaus überwiegende Zahl der chemischen Thatsachen übereinstimmt, stellt das Benzol als aus sechs Kohlenstoff- und sechs Wasserstoffatomen bestehend dar, die so angeordnet sind, daß die sechs Kohlenstoff- [illegible] Wasserstoff- [illegible] Kohlenstoff-,

H = Hydrogenium, Wasserstoff) in Form eines Sechseckes mit einander verbunden sind. An jeder Ecke also befindet sich eine CH-Gruppe, und zwar ist jede mit der einen benachbarten CH-Gruppe durch zwei Bindungen, mit der anderen benachbarten durch eine Bindung verbunden, so daß die vier Valenzen des Kohlenstoffes abgesättigt sind.

Auf die Theorie des Benzols gründet sich die des Naphthalins, eines Körpers, der für die Farbstoffindustrie auch von hervorragender Wichtigkeit ist. Diesen Körper, aus zehn Atomen Kohlenstoff und acht Atomen Wasserstoff bestehend, stellt man sich in Form von zwei an einer Seite an einander gelagerten Sechsecken vor, wieder mit einer solchen Anordnung der Bindungen, daß die Vierwerthigkeit des Kohlenstoffes sich ergiebt. Endlich wird ein weiteres sehr wichtiges Produkt aus dem Steinkohlentheer, das Anthrazen, als drei an je einer Seite symmetrisch an einander gelagerte Sechsecke dargestellt.

Diese drei Produkte stammen aus dem Steinkohlentheer, der überhaupt das einzige primäre Ausgangsprodukt aller künstlichen Farbstoffe und der künstlichen Arzneimittel ist. Er wurde früher als lästiger Abfall bei der Leuchtgasfabrikation angesehen. Seitdem es gelungen ist, ihn zu destilliren, hat er sich als eine ungemein ergiebige Quelle von volkswirthschaftlichem Reichthum offenbart. Er ergiebt bei seiner Destillation neben anderen minder wichtigen Körpern das Benzol, das Toluol, ein Derivat des Benzols, die Karbolsäure, das Naphthalin, das Anthrazen. Benzol, Naphthalin und Anthrazen sind die Grundlagen, auf denen die Farbstoffchemie beruht. Man muß sich nun aber nicht etwa vorstellen, daß man durch Mischung dieser Körper Farben erhält; diese Bemerkung erscheint nicht überflüssig angesichts der Thatsache, daß der größte Theil des Laienpublikums die Chemie eigentlich als eine Mischkunst ansieht, was sie aber durchaus nicht ist. Sie ist vielmehr eine Art Baukunst: die Bausteine sind die Atome und Atomgruppen und das fertige Gebäude ist ein Molekül.

Ich brauche hier nicht von der analytischen Chemie zu sprechen, die es mit fertig gebildeten chemischen Körpern zu thun hat. Die Farbstoffchemie ist ein Theil der synthetischen oder aufbauenden Chemie. Daß man heute etwa 70 Grundstoffe oder Elemente — mit den uns zugänglichen Mitteln nicht zerlegbare Körper — kennt, dürfte bekannt sein. Wenn nun zwei oder mehrere dieser Grundstoffe einfach mit einander in willkürlichen Mengenverhältnissen gemischt werden, z. B. Sauerstoff und Stickstoff, Eisen und Schwefel, so haben wir ein mechanisches Gemenge, eine Mischung, vor uns. Ein Gemisch von Sauerstoff und Stickstoff ist z. B. die Luft. Das Gemisch von Schwefel und Eisen kann man, es mag noch so fein und innig mit einander gemengt sein, mit Leichtigkeit dadurch in seine Theile zerlegen, daß man ihm einfach einen Magneten nähert; alles Eisen wird dann vom Magneten angezogen und man behält den Schwefel zurück. Wenn wir aber dieses Gemisch von Eisen und Schwefel mit einem der gebräuchlichsten Mittel behandeln, die der Chemiker zur Vereinigung von Substanzen anwendet, nämlich mit der Hitze, so erglüht die Mischung und bildet nach dem Erkalten eine einheitliche Masse, aus der sich, wenn man bestimmte Mengenverhältnisse der beiden Körper angewandt hat, und zwar 56 Theile Eisen und 32 Theile Schwefel, weder Eisen noch Schwefel auf mechanischem Wege isoliren lassen. Hier ist ein neuer Körper entstanden, eine chemische Verbindung, und hier sind nicht mehr kleine, sinnlich greifbare körperliche Theile von Eisen und Schwefel neben einander gelagert, sondern die idealen kleinsten Theilchen jener Elemente, die Atome, haben sich — je ein Atom Eisen auf ein Atom Schwefel — zu den Molekülen des Schwefeleisens zusammengelagert.

Die für die Farbstoffindustrie benutzten organischen Verbindungen gehören

fast sämmtlich zu den denkbar komplizirtesten Körpern. Die vorhin erwähnten Destillate des Steinkohlentheers, Benzol, Toluol, Naphthalin, Anthrazen, liefern die Grundsteine dieser verwickelten Verbindungen. Im Allgemeinen aber kommt man durch eine chemische Operation noch nicht zu farbstoffartigen Substanzen, sondern die ersten Rohstoffe haben erst mannichfache chemische Einwirkungen zu erleiden, in deren Verlauf sie Rohstoffe von immer komplizirterem Bau liefern, die endlich durch weitere chemische Eingriffe die Farbstoffe geben. Einer der wichtigsten dieser Rohstoffe ist das Anilin, nach dem auch gewöhnlich die gesammten Theerfarbstoffe Anilinfarbstoffe genannt werden. Es ist ein Abkömmling des Benzols. Jedes der sechs Wasserstoffatome des Benzols ist durch andere Atome oder Atomgruppen vertretbar und das Anilin ist ein Benzol, in dem ein Wasserstoffatom durch die sogenannte Amidogruppe NH_2 (N = Stickstoff, H = Wasserstoff, also ein Atom Stickstoff und zwei Atome Wasserstoff) vertreten ist. Nun wäre es das Einfachste, wenn man zur Darstellung des Anilins einfach eine Amidogruppe in den Benzolkern einführen könnte, etwa mit Hilfe des Ammoniaks, in dessen Molekül eine Amidogruppe steckt, denn seine Zusammensetzung ist NH_3 oder HNH_2. Diese direkte Einführung der Amidogruppe in den Benzolkern ist aber unmöglich. Doch kommt man beim Anilin auf einem Umweg zum Ziele, und zwar durch die Operation des „Nitrirens". Das ist eine Manipulation, die in äußerst zahlreichen Fällen in der Farbstoffchemie gebraucht wird, und zwar in den meisten Fällen in der Absicht, die Nitrogruppe mit der bedeutend wandlungfähigeren Amidogruppe zu vertauschen. Die Nitrogruppe steckt in der Salpetersäure, die aus Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff besteht, HNO_3 (ein Atom Wasserstoff, ein Atom Stickstoff, drei Atome Sauerstoff). Die Nitrogruppe selbst, die eben so wenig wie die Amidogruppe in freiem Zustande existenzfähig ist, hat die Zusammensetzung NO_2, zu ihrer Einführung in ein Molekül wird fast stets die Salpetersäure benutzt. Die Zusammensetzung der Nitrogruppe zeigt sofort, daß für ihre Umwandlung in die Amidogruppe nur ein Austausch der zwei Sauerstoffatome gegen zwei Wasserstoffatome nöthig ist.

Hier stoßen wir wiederum auf eine Reaktion von ganz allgemeiner Anwendung und größter Wichtigkeit in der organischen Chemie. Wie bekanntlich die Einführung von Sauerstoff in einen Körper Oxydation genannt wird, so bezeichnet man den umgekehrten Vorgang, die Entziehung von Sauerstoff und dessen Ersetzung durch Wasserstoff, als Reduktion. Die Nitrogruppe muß also reduzirt werden, um in die Amidogruppe überzugehen. Als Reduktionmittel verwendet man verschiedene Mischungen, die aber alle das Gemeinsame haben, daß sie Wasserstoff entwickeln, von dem sich dann ein Theil mit dem zu entfernenden Sauerstoff zu Wasser vereinigt, ein anderer Theil dessen Stelle einnimmt. Solche Körper, die reduzirend wirken, sind z. B. Eisen und Essigsäure, Zink und Natronlauge, Zinn und Salzsäure und viele andere. Auch hier kommt natürlich für die technische Verwendung neben einem tadellosen und möglichst quantitativen Gang der Reduktion vor Allem auch die Billigkeit des Reduktionmittels in Betracht.

Man gelangt also vom Benzol über das Nitrobenzol zum Anilin. Das Anilin ist nun schon befähigt, bei weiterer Behandlung Farbstoffe von großer Wichtigkeit zu geben: Fuchsin, Alkaliblau, Wasserblau; auch grüne Farbstoffe, wie Malachitgrün. Die Darstellung des Fuchsins z. B. beruht auf einer Oxydation des unreinen

Anilins, das noch dem Anilin verwandte Substanzen von höherer Zusammensetzung enthält, wie das Toluidin. Bei dieser Oxydation verketten sich die Anilin- mit den Toluidinmolekülen und liefern die Base des Fuchsins, das Rosanilin, aus dem das Fuchsin durch Behandlung mit Salzsäure entsteht. Wird nun das Rosanilin weiter mit Anilin behandelt, das jedoch für diese Zwecke frei von allen Beimengungen sein muß, so entstehen violette bis blaue Farbstoffe; aber auch dieser Vorgang ist nicht nur empirisch festgestellt, sondern wissenschaftlich erforscht. Die Blaufärbung beruht nämlich auf dem Eintritt von Phenylgruppen ($C_6 H_5$, also Anilin minus Amidogruppe) in die Amidogruppen des Rosanilins an Stelle des Wasserstoffes, so daß also mono- oder diphenylirte Amidogruppen ($NHC_6 H_5$ oder $N [C_6 H_5]_2$) entstehen. Hierbei hat man es durch geeignete Leitung der Arbeit in der Hand, eine oder mehrere Phenylgruppen entstehen zu lassen. Je nach der Zahl der eintretenden Phenylgruppen sind die entstehenden Verbindungen violett oder rein blau gefärbt. Um jedoch diese blauen Farbstoffe für die Zwecke der Färberei geeignet zu machen, muß man noch eine Operation mit ihnen vornehmen. Das Anilinblau ist nämlich in Wasser unlöslich und mit einer solchen Substanz weiß der Färber wenig anzufangen. Hier erscheint als Retter in der Noth die Sulfogruppe, die in allen den Fällen eingefügt wird, in denen man einem Farbstoff größere Löslichkeit zu geben wünscht. Wie die Nitrogruppe aus der Salpetersäure hervorgeholt wird, so die Sulfogruppe aus der Schwefelsäure, deren Zusammensetzung — vorausgeschickt, daß S das chemische Zeichen für Schwefel ist —, in der Formel $H_2 S O_4$ ausgedrückt ist. Die Sulfogruppe selbst, die an sich nicht existenzfähig ist, hat die Formel $S O_3 H$. Sie hat auf die Farbnuance selbst nur wenig Einfluß, um so mehr aber auf die Wasserlöslichkeit des Farbstoffes. Je mehr Sulfogruppen in einen Farbstoff eingeführt werden, um so leichter löst er sich in Wasser auf. In das Anilinblau können nun nach Belieben mit Hilfe von Schwefelsäure eine oder mehr Sulfogruppen eingeführt werden, womit dann die Löslichkeit entsprechend zunimmt.

Es giebt noch eine ganze Reihe von Körperklassen mehr oder minder verwickelten molekularen Baues, die brauchbare Farbstoffe liefern, aber alle werden in den Schatten gestellt durch eine Kategorie von Farbstoffen, die an Zahl und Wichtigkeit weitaus die hervorragendste ist: die Klasse der Azofarbstoffe. Ihre Entstehung beruht auf einer Reaktion, die der Chemiker Peter Grieß gefunden hat. Wenn ein Amidokörper, also ein solcher, der eine oder mehrere Gruppen NH_2 trägt, mit salpetriger Säure, einem Gase von der Formel $N_2 O_3$, behandelt wird, so geht die Gruppe NH_2 in die Gruppe $— N = N —$ über, wobei mit dem zweiten Stickstoffatom noch der Rest einer Säure verbunden ist. Diese Art von Körpern nennt man Diazo- oder, wenn zwei Amidogruppen vorhanden waren, Tetrazokörper. Sie sind im höchsten Grade zersetzlich, bei gelindem Erwärmen verlieren sie schon den in ihrem Molekül nur lose gebundenen Stickstoff. In trockenem Zustande aber sind sie eben wegen des Selbständigkeitstrebens ihres Stickstoffes gefährliche Explosivkörper; viele von ihnen explodiren schon bei der gelindesten Berührung unter furchtbarem Knall. Trotzdem sind diese Körper für die Farbstoffchemie von der allergrößten Wichtigkeit geworden; man kann mit ihnen in wässeriger Lösung oder, wenn sie unlöslich sind, bei Gegenwart von Wasser sehr bequem arbeiten, wobei man die Flüssigkeit meist, um Zersetzung

und Stickstoffentwickelung zu vermeiden, mit Eis kalt erhält. Diese Diazokörper haben nun die Eigenschaft, mit anderen Substanzen, die die Amidogruppe oder auch die OH-Gruppe tragen, sich zu Farbstoffen zu vereinigen. Die Produkte dieser Reaktion nennt man Azokörper oder Azofarbstoffe. Auch in ihnen sitzen zwei Stickstoffatome neben einander, die Gruppe —N=N— ist erhalten geblieben, aber im Gegensatz zu den Diazokörpern sitzt auf der anderen Seite der zwei Stickstoffatome statt eines Säurerestes der Rest von einem Amin oder Phenol und diese Zusammensetzung verleiht der Azogruppe große Beständigkeit. Die Azokörper sind sehr schwer zersetzlich und absolut nicht mehr explosiv; sonst wären sie für färberische Zwecke vollkommen unbrauchbar.

Man unterscheidet bei den Azofarbstoffen neben dem diazotirten Körper — so lautet der terminus technicus — den zweiten Komponenten, der also ein Amin oder Phenol sein muß. Nun wären ja Substanzen genug vorhanden, die als Komponenten für Azofarbstoffe Verwendung finden konnten, aber die Farbstoffchemiker begnügten sich mit den schon vorhandenen Komponenten nicht, sondern suchten neue von möglichst werthvollen Eigenschaften und hierbei geriethen sie auf ein Gebiet, das von der größten Fruchtbarkeit für diese Klasse von Farbstoffen werden sollte: das Gebiet des Naphthalins. Schon vorhin wurde erwähnt, daß man sich das Naphtalin als einen doppelten Benzolring, zwei an einer Kante zusammenfallende Sechsecke, vorstellt. Nun erhält man durch Nitrirung von Naphthalin Nitronaphthalin, durch Reduktion der Nitrogruppe Amidonaphthalin oder Naphthylamin, durch Einführung der Hydroxylgruppe Phenole des Naphthalins oder Naphthole, durch Sulfurirung der Naphthylamine oder Naphthole: Naphthylamin- oder Naphtholsulfosäuren, weiter Amidonaphtholsulfosäuren (mit einer Amido-, einer Hydroxyl- und einer Sulfogruppe), ferner Dioxynaphthalinsulfosäuren (mit zwei Hydroxylen und einer Sulfogruppe), weiter Di- Tri- und Tetrasulfosäuren. Die Mannichfaltigkeit der hier möglichen Verbindungen wird aber noch ins Ungemessene vermehrt, wenn man erwägt, daß die einzelnen Punkte, an denen die eintretenden Gruppen im Naphthalin stehen, nicht gleichwerthig sind; so hat die Einführung einer Amido- oder Hydroxylgruppe an die dem zweiten Benzolring benachbarte Ecke als Resultat eine ganz andere Substanz als die Einführung in eine seitliche, nach außen gekehrte Stelle; man spricht hier von α- und β-Stellungen, unterscheidet danach α- und β-Naphthylamin, α- und β-Naphtol; weiter kommt bei Einführung zweier oder mehrerer Gruppen in Betracht, ob sie durch eine, zwei oder drei unbesetzte Ecken geschieden sind. Die Beantwortung der Frage, an welche der acht möglichen Stellen die eingeführten Gruppen sich angelagert haben, gehört selbstverständlich zu den schwierigsten und verwickeltsten Aufgaben der Chemie. Jedenfalls ist aber ersichtlich, welche ungeheure Menge von verschiedenen Körpern hierbei möglich ist und ein wie weites Feld das Naphthalingebiet dem Farbstoffchemiker geboten hat. Dieses Feld ist mit einer Intensität ohne Gleichen und vielfach mit bedeutendem Erfolg bearbeitet worden; einige Naphtholsulfosäuren, Disulfosäuren, Amidonaphthol- und Dioxynaphthalinsulfosäuren haben in ihrer Anwendung als Komponenten für Azofarbstoffe den ein Patent darauf besitzenden Fabriken ungeheure Summen eingebracht.

Mühlheim a. M. Dr. Julius Thilo.

Selbstanzeigen.

Phantasus. Berlin. Johann Sassenbach.

Als die jungen Dichter der achtziger Jahre mitten im tiefsten deutschen Literaturfrieden plötzlich über die aufgeschreckte Bourgeoisie herfielen und die Gelbveiglein aus ihren Versen reuteten, um dafür Kartoffeln zu pflanzen, glaubten sie, damit die Lyrik, wie der Kunstausdruck lautete, „revolutionirt" zu haben. Ich schlug auch die Trommel, schwenkte abwechselnd auch die Fahne, rasselte mit meinem eingebildeten Zahnstocher ebenfalls und bin also über die Stimmung, die damals rumorte, einigermaßen informirt. Wir hatten Glück und stehen heute in den Konversationlexiken als Begründer der sogenannten „Großstadtlyrik". Dann kam das Jahr 1890, in dem das neue Drama geboren wurde — ich weiß, Spaßvögel behaupten, es sei unterdessen schon längst wieder gestorben —, und die Lyrik, die bis dahin das Interesse, wenigstens der Produzenten, fast ausschließlich behauptet hatte, gerieth im Handumdrehen wieder in Geringschätzung. Die eben noch auf der Barrikade gestanden, die eben noch, eine neue Welt in ihrer Leier, von einem nahen Morgenroth geträumt, das den Speckigen, die nicht durch das Nadelöhr gingen, das Jüngste Gericht bedeuten sollte, den Mühsäligen und Beladenen aber die Auferstehung, — die Göttin von gestern irrte wieder umher, geächtet wie Genoveva. Nur wenige Getreue, die ein vorsorgliches Geschick mit begüterten Vätern gesegnet, folgten ihr in die Einöde, wo der Mond sich in ihren Brillantringen spiegelte; und unter seltsamen Pappeln, die unter seltsamen Himmeln ein seltsames Rauschen vollführten, trieb nun ein seltsamer Kultus sein seltsames Wesen . . . Ich kondensire nur; ich übertreibe nicht. Das Kleid dieser wohlhabenden Jünglinge war schwarz vom schweren Violett der Trauer, sehnend grün schillerten ihre Hände; und ihre Zeilen — Explosionen sublimer Kämpfe — waren Schlangen, die sich wie Orchideen wanden. Der graue Regenfall der Alltagsasche erstickte sie. Sie wollten das schreckliche Leben der Felsen begreifen und erfahren, welchen erhabenen Traum die Bäume verschweigen. Aus ihren Büchern der Preis- und Hirtengedichte, der Sagen und Sänge, der hängenden Gärten und der heroischen Zierrathe, der donnernden Geyser und der unausgeschöpften Quellen dufteten Harmonien in Weiß, vibrirten Variationen in Grau und Grün, schluchzten Symphonien in Blau und Rosa. Noch nie waren so abenteuerlich gestopfte Wortwürste in so kunstvolle Ornamentik gebunden. Half nichts. Ihr Dasein blieb ein submarines und das deutsche Volk interessirte sich für Lyrik nur noch, insofern sie aus den Damen Friederike Kempner und Johanna Ambrosius träufelte.

Allein, wie dreitausend Jahre nach den Propheten schon Börne entdeckte: nichts ist flüchtiger als die Zeit, nichts ist dauernd als der Wechsel! Und so soll denn, wie man sich heute zuflüstert — nicht, wie früher, in den Dachstuben von Berlin N., wo die Begeisterung fieberte, o nein, die Kunst ist inzwischen glücklich exklusiver geworden, sondern in den literarischen Cirkeln von Berlin W., wo der Geschmack domizilirt — die Verstoßene wieder zurückgekehrt sein und beladen mit Schätzen, mit tausend Kleinodien, um die sie die Einsamkeit bereicherte, wieder unter uns weilen als: heimliche Kaiserin.

Heil ihr! Was könnte schöner sein? Ihr galten meine ersten Seufzer und ich war eigentlich in einem Alter, wo man gewöhnlich schon verständiger ist, als

ich mir allen Ernstes noch einbildete, ich würde nie in meinem Leben eine Zeile schreiben, die nicht zugleich ein Vers wäre. Alle Kunst war mir Poesie und alle Poesie Lyrik. Ich liebte sie, wie ein Page seine Königin liebt, fühlte mit Wollust auf meinen Armen ihre seidene Schleppe und war selig, wenn ich nachts auf ihrer Schwelle lag. Wenn ich daher im Moment von ihrer heimlichen Kaiserinnenschaft noch nicht ganz überzeugt bin — und ich bins nicht —, so bilde ich mir wirklich ein, daß die Gründe dieser Skepsis einigermaßen schmerzliche sind und nicht blos von einem Individuum herrühren, das das Allerheiligste nie mit Füßen betreten. Ich war noch nicht Zwanzig, als ich die ersten Verse meines ersten „Phantasus" schrieb, und glaube also, mit einigem Recht an die Brust schlagen zu dürfen: „anch' io!"

Ich weiß nicht, ob man mir sofort Recht geben wird. Aber der große Weg zur Natur zurück, den seit der Renaissance die Kunst nicht mehr gegangen und den nach den allerdings noch nicht überall und völlig überwundenen Eklektizismen einer Jahrhunderte langen Epigonenzeit endlich breit wiedergefunden zu haben, einer der denkwürdigsten Glückszufälle unseres Zeitalters bleiben wird, den in der Literatur, eine Generation vor uns, zuerst der Roman betrat und dann, erst in unseren Tagen, endlich auch das Drama, — dieser Weg ist von der Lyrik noch nicht beschritten worden. Weder in Deutschland noch anderswo. Wo bisher auch nur der Versuch dazu gemacht wurde, führte Das technisch zu Monstrositäten, wie bei Walt Whitman. Das Alte zerbrach, aber ein Neues wurde nicht an seine Stelle gesetzt. Ich halte es nicht für überflüssig, denn ich möchte gerade in diesem Punkt nicht gern mißverstanden werden, hinzuzufügen: ich verehre in Walt Whitman einen der größten Menschen, die je gelebt haben. Nur war — keine Bewunderung kann mir darüber hinweghelfen — in ihm als Künstler eine zu große Dosis Victor Hugo. Nicht unter die großen Bildner seiner Kunst gehört er, sondern unter ihre großen Redner. Ja, er war sogar unzweifelhaft ihr weitaus größter.

Daß wir Kuriosen der „Modernen Dichtercharaktere" damals die Lyrik „revolutionirt" zu haben glaubten, war ein Irrthum; und vielleicht nur deshalb verzeihlich, weil er so ungeheuer naiv war. Da das Ziel einer Kunst stets das gleiche bleibt, nämlich die möglichst intensive Erfassung desjenigen Komplexes, der ihr durch die ihr eigenthümlichen Mittel überhaupt offen steht, messen ihre einzelnen Etappen sich naturgemäß lediglich nach ihren verschiedenen Methoden, um dieses Ziel zu erreichen. Man revolutionirt eine Kunst also nur, indem man ihre Mittel revolutionirt. Oder vielmehr, da ja auch diese Mittel stets die gleichen bleiben, indem man ganz bescheiden nur deren Handhabung revolutionirt. Dieser Ideengang mag heute vielleicht Manchem bereits selbstverständlich scheinen. In meiner „Kunst", 1890, lieferte ich zu ihm die Basis. Jedenfalls Zweierlei steht fest: ihn besaß damals noch Niemand von uns; und auch heute noch handhabt die Lyrik ihre Mittel in der selben Weise, in der sie schon unsere Großväter gehandhabt haben. Die Verse selbst der Allerjüngsten bei uns unterscheiden sich in ihrer Struktur in nichts von den Versen, wie sie vor hundert Jahren schon Goethe gekonnt und wie diese sich ja auch wieder nicht von den Versen unterschieden hatten, wie sie bereits das Mittelalter skandirte oder, wenn man noch weiter will, die Antike. Man kann in die Lyrik — wenigstens in die niedergeschriebene der Kulturvölker, die andere, über die genügende Dokumente noch nicht vorhanden sind, entzieht sich leider

unserer Beurtheilung — zurücktauchen, so tief man will: man wird, rein formal, so unzählige Abänderungen es durch alle Völker und Zeiten auch erfahren, stets auf das selbe letzte Grundprinzip stoßen. Daß man auf dieses nicht früher kommen konnte, als bis es sich perspektivisch von einem neuen bot, erklärt sich hinlänglich durch sich selbst. Trotzdem wird es stets etwas Heikles bleiben, ein solches letztes Prinzip präzisiren zu wollen. Namentlich, wenn man es als Erster thut. Der Zweite hat es dann schon leichter. Aber ich möchte es nennen, das alte, das überlieferte: ein Streben nach einer gewissen Musik durch Worte als Selbstzweck. Oder noch besser: nach einem Rhythmus, der nicht nur durch Das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt, sondern den daneben auch noch seine Existenz rein als solche freut.

In diesem Streben, das ein durchaus äußerliches ist, weil es aus einem Quell für sich fließt und nicht unmittelbar aus dem Wesen dieser Kunst, mit dem es nichts zu thun hat, trifft sich, ich wiederhole, rein formal alle bisherige Lyrik. Aus ihm gebaren sich nach und nach alle ihre Formen. Keine dieser Formen ließ den Worten — den Mitteln dieser Kunst! — ihren natürlichen Werth und eine nach der anderen wirthschaftete ab, sobald es sich ergab, daß die Welt, über die sie sich hatte stülpen wollen, für ihren umcirkelten Mechanismus denn doch ein Wenig zu weit war. Dann war mit ihr gefaßt, was sich mit ihr hatte fassen lassen; und die zu Anderem nichts mehr taugte, wanderte, ein Präparat mehr, in das gelehrte Naturalienkabinet der sogenannten „Poetik", wo sie nun, zu ihren Schicksalsgenossinnen in Spiritus gesetzt, die Sehnsucht alles nachgeborenen Dilettantenthumes weckt.

Es würde natürlich stutzig machen, wenn es sich ergäbe, daß dieses Streben als ursprünglich letztes formales Grundprinzip sich nur in der Lyrik allein nachweisen ließe. Man würde dann daraus folgern müssen, so sehr sich die Einsicht, die dafür keinen genügenden Grund finden kann, dagegen auch sträubt, daß der Lyrik dieses Streben am Ende doch eigenthümlich sein könnte; und als Schlußfolgerung würde sich dann natürlich ganz von selbst ergeben, daß es also aus ihr auch nicht mehr eliminirbar sein würde. Dem ist aber nicht im Geringsten so. Dieses Streben hat seine Riesenrolle im Gegentheil nicht nur in der Lyrik, sondern auch in ihren beiden Schwesterkünsten gespielt, im Epos und im Drama. Und in diesen Beiden — kein vorwärts Schreitender kann darüber mehr im Zweifel sein — liegt seine Kraft bereits gebrochen. Ein Epiker, der einem vorgefaßten Klangschema zu Liebe sich noch an der Niederschrift, und sei es auch nur einer einzigen Silbe, hindern ließe, ist heute einfach nicht mehr denkbar. Von den üblichen Nachäffern sämmtlicher Epochen sehe ich natürlich ab. Diese Plebs wird es immer geben. Und wenn sich auf der anderen Seite allerdings auch nicht leugnen läßt, daß neuerdings einige, wie es scheint, wieder zurückbleibende Dramatiker unter dem erleichterten Beifall eines darüber natürlich nicht entrüsteten Publikums sich in die alten Eierschalen ihrer Kunst wieder zurückgerettet haben, so darf das abschließende Urtheil über diese Couragirten getrost der Zukunft überlassen werden. Die Entwickelung schreitet über jeden Archaismus unaufhaltsam hinweg, und wer die Unvorsichtigkeit begeht, sich unter ihre Fußspitzen zu verirren, wird, falls er unter diesen Fußspitzen verharrt, sich unter diesen Fußspitzen eines schönen Tages zerquetscht finden. Das ist das Gesetz. Es ist in unser Belieben gestellt, an ihm zu zweifeln, nicht aber, uns durch unseren Zweifel seiner Wirkung zu entziehen.

Die Revolution der Lyrik, von der so Viele schon fabeln, daß sie längst eingetreten sei, wird nicht eher eintreten, als bis auch diese Kunst, gleich ihren voraufgegangenen Schwestern, sich von jenem Prinzip, das sie noch immer einengt und das ihre Schaffenden noch immer in Zungen reden läßt, die schon ihre Ururgroßväter gesprochen, endlich emanzipirt und ein neues, das sie von allen Fesseln, die sie noch trägt, erlöst, das sie von allen Krücken, auf denen sie noch humpelt, befreit, endlich an dessen Stelle setzt. Erst dann wird in die große neueuropäische Literaturbewegung, in der ihre beiden Schwesterkünste sich bereits befinden, endlich auch die Lyrik gemündet sein, und dann erst, nicht früher, werden ihre Anhänger davon träumen dürfen, ihrer heimlichen Kaiserin über ihre Rivalinnen hinweg, falls ihre Kraft sie so weit trägt, die Zukunft zu erobern!

Welches dieses Prinzip sein wird? Ich hatte das alte, das heute noch herrschende, zu definiren gesucht als „ein Streben nach einer gewissen Musik durch Worte als Selbstzweck." Oder noch besser: „nach einem gewissen Rhythmus, der nicht nur durch Das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt, sondern den daneben auch noch seine Existenz rein als solche freut." Aus dieser Definition, deren Fassung ich preisgebe, ergiebt sich zwingend die neue: eine Lyrik, die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch Das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt. Es scheint, als würde in dieser Lyrik, was man bisher unter „Form" verstand, keinen Platz mehr finden. Ein Trugschluß. Man schließt ihn immer. Man schloß ihn auch damals, als wir vor nun schon fast einem Dezennium daran gingen, die Papiersprache, um die es sich jetzt endlich, wie mir scheint, auch in der Lyrik handelt, oder doch wenigstens um deren Suprematie, aus dem Drama zu drängen. Es war unglaublich, was wir da zu hören bekamen. Wir waren die stumpfsinnigen Barbaren, die in die blühenden Kulturen uralter Schönheit wie die Hunnen brachen, Ignoranten, die von der voraufgegangenen Herrlichkeit einer glänzenden Reihe von verrauschten Epochen keine Ahnung hatten, und was wir schufen, war „eine Thierlautkomoedie, zu schlecht selbst fürs Affentheater." Erst heute, allmählich, zum Theil wenigstens, ist man dahintergekommen: jene Sprache, die wir heraufführten, die wir für eine neue Entwickelungmöglichkeit als nothwendiges unterstes Fundament legten, auf dem der Aufbau, und sollte es auch noch so lange dauern, nun unmöglich mehr gehindert werden kann, diese Sprache, weit entfernt, nicht so differenzirt zu sein wie die, auf die man naiver Weise uns hinwies, setzte im Gegentheil ein Können voraus, das ungleich verfeinerter war als das durch die Zeiten geradezu zur reinen Maschine gewordene der Ueberlieferung, mit dem man heute beliebig sogenannte korrekte Ibsenprosa drechselt oder gar — mag der Himmel ihr vergeben — fünffüßige Jamben abhackt.

Daß damit gegen die Großen, gegen die Gewaltigen der Geschichte, die in diesen Formen, als sie noch nicht ausgeleiert waren, Unvergleichliches geleistet haben, auch kein Titelchen gewagt war, daß damit das Verdikt vielmehr nur auf Diejenigen fiel, die, mit einer für sie überflüssigen Bescheidenheit nicht gerade behaftet, vor jenen Einzigen jeder lebendigen Respektsempfindung so total baar waren — und es natürlich auch noch sind —, daß dieses Geziefer sich nicht entblödet, die Gefäße, in die jene Leuchtenden ihren Geist gegossen, in seine ver-

krüppelten Finger zu nehmen, um diese Manipulation nun auch zu versuchen und so jenen Auserwählten gewissermaßen nachträglich Konkurrenz zu machen, — dieser ganze Ideenkomplex, sollte man meinen, war so selbstverständlich, daß es wirklich überflüssig erscheinen mußte, ihn damals auch nur zu streifen, geschweige denn, ihn gar umständlich festzulegen. Trotzdem lese ich noch heute: „Ich glaube nicht, daß Jemand das Wesen unseres modernen Stiles richtig würdigen kann, der wie Holz über Shakespeare zu sprechen vermag.“ Ich habe über Shakespeare noch niemals gesprochen, sondern mich nur begnügt, zu konstatiren, daß unsere Sprache im Drama nicht mehr die seine ist und daß unsere im Gegensatz zu aller voraufgegangenen, die wir nur noch, um mich so auszudrücken, „historisch“ genießen, die heute lebendige ist. Und da kommt Das nun, genirt sich nicht, seine Mikrobenhaftigkeit schützend vor einen Riesen wie Shakespeare zu stellen, und schreibt: „unseres modernen Stiles“, den „richtig würdigen zu können“ dieser kostbar überzeugte Thürhüter des Allerheiligsten, auf den die Entwickelung wirklich erst gewartet zu haben schien, mir absprechen muß. „Unseres“, das heißt also desjenigen Stiles, der, so weit er bereits Stil geworden — denn ein anderer ist, wenigstens bei uns in Deutschland, vorläufig noch nicht zu entdecken — von mir in Gemeinschaft mit meinem Freunde Johannes Schlaf überhaupt erst geschaffen wurde! . . . Es hieße, dieser Sorte, die sich heute, Goethe im Maul und Mikosch im Herzen, in Alles mengt, und zwar in Jedes, wie das Exempel wieder lehrreich belegt, um so dreister, je kläglich weniger sie davon versteht, selbstverständlich zu viel Ehre anthun, wenn man sich auch nur einen Einzigen aus ihr langte und ihn unter die Douche hielte. Die Sekte wird doch nicht alle. Aber ich gestehe gern, ich habe durch diese Leute gelernt und erkläre daher diesmal ausdrücklich: Kein Ruhm der alten Zeit wird dadurch, daß ich heute auch in der Lyrik ihre alten Formen für altes Eisen deklarire, angetastet. Auch ich — die Herren dürfen davon überzeugt sein — weiß ein goethisches Lied über einen Schmarren von Ludolf Waldmann zu stellen und in meinem Schädel befindet sich ein Archiv, mit lyrischen Wunderwerken gewesener Generationen so vollgepfropft, daß ich wirklich davon überzeugt bin, es wird in ihrer Art Köstlicheres nie geschaffen werden. Nur eben — und darum dreht es sich, wie es sich stets drehen wird in solchen Fällen —: in ihrer Art! Die Menschheit, so weit sie Lyrik betreibt, hat aber — sagen wir — höchstens zehn, fünfzehn Jahrtausende bereits hinter sich und aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens die zehnfache Zeit — auf eine kleine Handvoll Jahrtausende mehr oder weniger kann es ja dabei zum Glück nicht ankommen — noch vor sich. Es wird daher muthmaßlich noch eine ganze Reihe von solchen Arten geben und jede wird ihr Höchstes erreicht haben und dann nothwendig der nächsten Platz machen müssen, nachdem sie im Grunde genommen eigentlich immer wieder nur Das für ihre Zeit geleistet haben wird, was die voraufgegangene bereits für ihre Zeit geleistet hatte. Das ist Alles. Mir scheint, es kann Simpleres nicht geben.

Eine Lyrik, die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch Das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt. Eine solche Lyrik, die von jedem überlieferten Kunstmittel absieht, nicht, weil es überliefert ist, sondern, weil sämmtliche Werthe dieser Gruppe längst aufgehört haben, Entwickelungwerthe zu sein, habe ich in meinem Buche versucht.

Wozu noch der Reim? Der Erste, der — vor Jahrhunderten! — auf Sonne Wonne reimte, auf Herz Schmerz und auf Brust Lust, war ein Genie, der Tausendste, vorausgesetzt, daß ihn diese Folge nicht bereits genirte, ein Kretin. Brauche ich den selben Reim, den vor mir schon ein Anderer gebraucht hat, so streife ich in neun Fällen von zehn den selben Gedanken. Und man soll mir die Reime nennen, die in unserer Sprache noch nicht gebraucht sind. Gerade die unentbehrlichsten sind es in einer Weise, daß die Bezeichnung „abgegriffen" auf sie wie auf die kostbarsten Seltenheiten klänge. Es gehört wirklich kaum „Uebung" dazu: hört man heute ein erstes Reimwort, so weiß man in den weitaus meisten Fällen mit tötlicher Sicherheit auch bereits das zweite. Wir vom Publikum haben dann schon immer antizipirt, womit, um mit Liliencron zu reden, der „Tichter" nun erst hinterdreinhinkt. Wir hören Witzen zu, wissen aber leider immer schon die Pointen. Das wäre drollig und schade, daß es ausstürbe, wenn es auf die Dauer nicht so langweilig wäre. So arm ist unsere Sprache an gleichauslautenden Worten, so wenig liegt dies „Mittel" in ihr ursprünglich, daß man sicher nicht allzu sehr übertreibt, wenn man blind behauptet, fünfundsiebenzig Prozent ihrer sämmtlichen Vokabeln waren für diese Technik von vorn herein unverwendbar, existirten für sie gar nicht. Ist mir aber ein Ausdruck verwehrt, so ist es mir in der Kunst gleichzeitig mit ihm auch sein reales Aequivalent. Kann es uns also wundern, daß uns heute der gesammte Horizont unserer Lyrik um folgerecht fünfundsiebenzig Prozent enger erscheint als der unserer Wirklichkeit? Die alte Form nagelte die Welt an einer bestimmten Stelle mit Brettern zu, die neue reißt den Zaun nieder und zeigt, daß die Welt auch noch hinter diese Bretter reicht. Gewiß, es mag Individualitäten geben, die sich wohl fühlen werden in dem alten Mausloch bis in alle Ewigkeit. Niemand wird sie daran hindern. Nur wird ihre Thätigkeit für den Fortschritt in ihrer Kunst ungefähr den selben Werth haben, den heute das Soldatenspielen unserer kleinen Kinder für den künftigen Weltkrieg hat. Der Tag, wo der Reim in unsere Literatur eingeführt wurde, war ein bedeutsamer; als einen noch bedeutsameren wird ihre Geschichte den Tag verzeichnen, wo dieser Reim, nachdem er seine Schuldigkeit gethan, mit Dank wieder aus ihr hinauskomplimentirt wurde. Für Struwwelpeterbücher und Hochzeitkarmina kann er ja dann immer noch, je nach Bedarf, durch die Hinterthür wieder eingelassen werden.

Aehnlich die Strophe. Wie viele prachtvollste Wirkungen haben nicht ungezählte Poeten Jahrhunderte lang mit ihr erzielt! Wir Alle, wenn wir Besseres nicht zu thun wissen und alte Erinnerungen locken, wiegen uns noch in ihr. Aber eben so wenig wie die Bedingungen stets die selben bleiben, unter denen Kunstwerke geschaffen werden, genau so ändern sich auch fortwährend die Bedingungen, unter denen Kunstwerke genossen werden. Unser Ohr hört heute feiner. Durch jede Strophe, auch durch die schönste, klingt, sobald sie wiederholt wird, ein geheimer Leierkasten. Und gerade dieser Leierkasten ist es, der endlich aus unserer Lyrik heraus muß. Was im Anfang Hohes Lied war, ist dadurch, daß es immer wiederholt wurde, heute Bänkelsängerei geworden.

Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, Alles, was die bisherige Form von der zukünftigen trennen wird, hier schon heute positiv und negativ in Paragraphen zu zwängen. Es genügt, daß vorläufig das Prinzip gegeben ist. Man

kann unmöglich bereits die Blätter an einem Baum zählen, dessen Keim kaum erst aus der Erde ragt. Ihre ungefähren Umrisse lassen sich bestimmen; ihre Zahl und Pracht ist Sache der Entwickelung.

Wie wenig mir in meinem Buche Das, was mir vorschwebte, schon geglückt ist, fühle ich selbst am Tiefsten. Nur hier und da, in einzelnen Gedichten, in kleinen Absätzen, oft nur in wenigen Zeilen, glaube ich es bereits gelungen. Mein Leben, dessen äußere Umstände leider nie danach geartet waren, daß ich Ideen, die ich für die einzig fruchtbringenden hielt, ungestört nachgehen durfte, hat mich die Zeit, die Konzentration und die Kraft, die dazu gehört hätten, diese Arbeit, die sich als die natürliche Aufgabe einer ganzen Generation darstellt, sofort selbst, allein und bis ins Einzelnste zu bewältigen, nicht aufbringen lassen. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß es mir gelingen wird, unterstützt von gleich Ueberzeugten, die mir folgen werden und die, je nach ihrer Individualität, das Angefangene vertiefen und weiterbilden werden, mit jedem neuen Buche meinem Ziel um einen Schritt näher zu kommen.

Es ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß man mich sofort auf Goethe und namentlich auch auf Heine verweisen wird: Da, sieh Dir an, ihre „Freien Rhythmen"; ist in denen nicht Alles, was Du willst, längst erfüllt? Diese Besserwissenden, ich kann mir nicht helfen, sind ein Bischen schwerhörig. Der geheime Leierkasten, von dem ich behauptete, daß er für feiner Hörende durch unsere ganze bisherige Lyrik klänge, klingt deutlich auch durch jene sogenannten „Freien Rhythmen." Sie mögen meinetwegen von Allem frei sein, von dem man münscht, daß sies sein sollen; nur nicht von jenem falschen Pathos, das die Worte um ihre ursprünglichen Werthe bringt. Diese ursprünglichen Werthe den Worten aber gerade zu lassen und die Worte weder aufzupusten noch zu bronziren oder mit Watte zu umwickeln, ist das ganze Geheimniß. In diese Formel, so unscheinbar sie auch aussieht, konzentrirt sich Alles. Wenn ich einfach und schlicht — nota bene vorausgesetzt, daß mir Dieses gelingt, nur mißlingt es mir leider noch meistens! — „Meer" sage, so klingts wie „Meer"; sagt es Heine in seinen Nordseebildern, so klingts wie „Amphitrite". Das ist der ganze Unterschied. Er ist allerdings so wesenstief, daß das Gros, ich gebe mich da absolut keinen Illusionen hin, höchst wahrscheinlich erst hinter ihn kommen wird durch seine Enkel. Die zeitgenössische französische vers-libre-Bewegung — ich habe sie leider zu wenig kontroliren können, aber ich vermuthe, daß ihre letzte Tendenz sich mit meiner deckt — scheint mir in Theorie und Praxis erst bis zu Goethe und Heine gelangt. Jedenfalls: von Allen, die in Deutschland bisher Verse geschrieben, weiß ich nur Einen: Liliencron! Man lese sein Lyrikon „Betrunken." Da ist Alles bereits erreicht. Aber er wußte offenbar selbst nicht, was ihm gelungen war, und die Wunderthür, die seine Wünschelruthe schon gesprengt hatte, fiel, ohne daß er Dessen, wie im Märchen, gewahr wurde, wieder hinter ihm ins Schloß. Er war zu sehr Dichter, „nur" Dichter, um zu ahnen, welchen seltsamen Dingen er bereits auf der Spur gewesen. Andere, Jüngere, kamen erst später und waren zweifellos schon beeinflußt. Es waren Kräfte unter ihnen, darunter sogar eine erste Kraft wie Mombert, aber Alles blieb nur ein Tappen. Was mit der einen Leistung bereits errungen war, wurde mit der anderen wieder preisgegeben. Es war überall, falls ich mich hier des ehemaligen Jargons der seligen Gartenlaube bedienen darf, nur erst „Instinkt", noch nirgends „Ueberlegung".

Ich habe mir mein Buch, ähnlich wie mein Drama „Sozialaristokraten", als das erste einer Reihe gedacht. Ich setzte über diese beabsichtigte Reihe meinen alten Titel „Phantasus", weil es mich drängt, eine Idee, die ich als junger Mensch nur unvollkommen habe ausdrücken können und mit Mitteln, die nicht mir selbst gehörten, heute vollkommener auszudrücken und mit Mitteln, die ich nicht mehr meinen Vorgängern verdanke. Da ich mir jedoch die Zahl der Einzelstücke, die in diesem ersten Theil nur fünfzig beträgt, im vollendeten Werke als eine ungleich größere vorstelle, so glaubte ich, den Versuch, schon jetzt durch diese Fragmente die geplante Komposition durchschimmern zu lassen, noch nicht unternehmen zu dürfen. Es würde also ziemlich aussichtlos bleiben, schon jetzt zwischen den einzelnen Gedichten jenen Faden zu suchen, der unmöglich bereits da sein kann. Die für den ersten Augenblick vielleicht etwas sonderbar anmuthende Druckanordnung — unregelmäßig abgetheilte Zeilen und unsichtbare Mittelachse, die ich für diese Form bereits seit Jahren vorgesehen, inzwischen ist sie glücklich „modern" geworden — habe ich gewählt, um die jeweilig beabsichtigten Lautbilder möglichst auch schon typographisch anzudeuten. Denn wenn irgend eine bisher, so ist es gerade diese Form, die, um ihre volle Wirkung zu üben, den lebendigen Vortrag verlangt. Und so wenig allerdings eine solche „Typographie" auch schon genügen mag, uns steht leider ein anderes Mittel für solche Zwecke zur Zeit noch nicht zur Verfügung. Was ich auf diese Weise gegeben, ich weiß, sind also gewissermaßen nur Noten. Die Musik aus ihnen muß sich Jeder, der solche Hieroglyphen zu lesen versteht, allein machen.

Meine ersten Ansätze zu der, wie ich glaube, eigenthümlichen Technik des Buches, der letzte Einfachheit das höchste Gesetz ist, der möglichste Natürlichkeit die intensivste Kunstform scheint und die, wenigstens in solcher Bewußtheit, noch von Keinem bisher durchgeführt wurde, reichen bei mir weit zurück. Das Einleitungsgedicht, das älteste, das in seiner Technik allerdings noch bedenklich zurück ist und dem die Ueberlieferung noch aus allen Poren guckt — ich glaubte trotzdem, nicht von ihm absehen zu dürfen, weil es sich später für mich herausstellte, daß zufällig gerade in ihm psychologisch mein Ausgangspunkt gesteckt —, datirt bereits aus dem Jahre 1886. Dann kamen die Prosaexperimente gemeinsam mit Johannes Schlaf, die in den „Neuen Gleisen" niedergelegt sind, und erst 1893, also volle sieben Jahre später, gab ich neue Proben. Sie erschienen im „Modernen Musen-Almanach" von Otto Julius Bierbaum und veranlaßten damals das Schlagwort „Telegrammlyrik". Hatte die Kritik damals Recht, so stammten sie von einem Idioten. Unterdessen haben sie aber doch in der Stille gewirkt und ich würde deshalb einigermaßen überrascht sein, wenn man heute versichern wollte, daß ich noch mit ihnen allein stünde. Daß ich mit ihnen erst so spät auf den Platz trete, hat, um schließlich auch Das noch nicht unerwähnt zu lassen, seinen Grund darin, daß sieben tote Jahre hinter mir liegen, in denen ich versucht hatte, mich meinen künstlerischen Plänen zu Liebe, die ich anders nicht glaubte durchführen zu können, materiell unabhängig zu machen. Leider vergeblich. Ich diente um die Rahel und kriegte nicht mal die Lea! Erst vor etwa einem Jahr, durch die Initiative des Herausgebers dieser Zeitschrift — ich bitte ihn, mir diese Zeile nicht zu streichen —, war es mir ermöglicht worden, meine unterbrochenen Arbeiten wieder aufnehmen zu dürfen. Meint man, meine Verse seien gar keine,

sondern nur abgetheilte Prosa, so habe ich nichts dagegen. Es kommt mir auch hier wieder nicht auf den Namen an, sondern nur auf die Sache. Und die besteht, ich wiederhole, darin, daß ich den Weg, den das Drama bereits gegangen, nun endlich deutlich auch für die Lyrik zeigen will. Daß sie ihn nicht gehen wird, ist vollkommen ausgeschlossen. Er allein führt in die Zukunft.

Es ist merkwürdig, was es für Leute giebt. Man hat sich mit aller Energie, die in Einem ist, Jahre lang über ein Problem das Gehirn zergrübelt und begeht dann die Unvorsichtigkeit, nachdem ein Resultat dabei herausgesprungen scheint, an dieses Resultat nicht nur zu glauben, sondern, was schon bedeutend schwerer fällt, auch diesem Resultat entsprechend zu handeln, — und die Gentlemen pflanzen sich sofort auf wie das schönste Ehrenspalier und brüllen: Kennen wir! Wieder Einer, dem die Trauben zu sauer sind, weil sie ihm zu hoch hängen! So las ich erst unlängst: mein Wollen, so weit es sich ums Theater dreht, „würde unbegreiflich sein, wenn nicht klar wäre": — ich citire wörtlich! — „er will nur gerade *so*, weil er nicht anders *kann*, er macht aus seiner Noth eine Tugend für Alle. Diese Erkenntniß (!) können auch die längsten und klarsten Erörterungen vom Kunstprinzipien nicht verdunkeln; sie würde nur dann als irrthümlich sich erweisen, wenn Holz einmal durch die *That* bewiese, daß er nur so dichte, weil er Das für das Richtige halte, und auch *anders*, in der für alt und unwahr (!!) erklärten Weise Dramen zu schreiben vermöge, falls er diese Weise für die rechte erkenne; erst wenn er mal ein Stück schreibt, wie die Anderen es thun, wird man ihm glauben müssen, daß nur künstlerische Ueberzeugung und nicht bemänteltes Unvermögen ihn zwingt, in seiner Weise zu schreiben!" Der Biedere, der Dieses in seiner Weise geschrieben, mag unbesorgt sein. Ich beabsichtige nicht, von seinem Recht auf Stupidität Gebrauch zu machen. Nur bin ich wirklich neugierig. Wie wird man mir jetzt kommen? Gegen „bemänteltes Unvermögen" wenigstens glaube ich, diesmal glücklich geschützt zu sein. Ich führe nur einen Beleg an. Ich hoffe, er wird ausreichen. Denn er stammt von einem „Kunstrichter", der es vor seinen Lesern energisch ablehnte, über mich als Dramatiker auch nur zu referiren, da Elaborate, wie die meinigen — wahrscheinlich ähnlich wie der Geschundene Raubritter und Verwandtes — „nicht in die Literatur gehörten." So tief schätzte er mich in seiner Theaterrubrik. Einige Monate früher, als er von der Redaktion des PAN aufgefordert worden war, über „die Entwickelung der neueren Lyrik in Deutschland" zu schreiben, hatte dieser selbe Mann geglaubt, über mich als Lyriker berichten zu müssen: „Er ist unter den Jüngeren der glänzendste Versequilibrist, der geschickteste und gewandteste Sprachtechniker, der Künstler der Außenform". Das genügt. Auf alles Uebrige verzichte ich an dieser Stelle. Ich hoffe also, auf meine Zeitgenossen und Mitdeutschen, auf die, man mag sagen, was man will, alles Moralische doch immer noch seine sichere Wirkung übt, einen gewissen Eindruck zu Gunsten meiner Sache nicht zu verfehlen, wenn ich mich jetzt vor sie hinstelle und sage: „Lieber deutscher Michel! Du entschuldigst, daß ich Dich kollektiv anrede. Aber Alles, was dieser glänzendste Versequilibrist, dieser geschickteste und gewandteste Sprachtechniker, dieser Künstler der Außenform kann oder, noch besser, was man ihm zuschreibt, *daß* er es könnte — und Tausende, die danach ringen, würden froh sein, wenn sie es könnten oder wenn man es ihnen zuschriebe, daß sie es könnten —, und wäre es selbst das ungezählt Hundertfache,

ist vor Dem, was uns noth thut, noch nicht so viel werth, daß ich es hier auf Daumen und Zeigefinger lege und in die Luft knipse. Er pfeift darauf! Er hat den schönen schillernden Marschallsstab, der dem Zwanzigjährigen in die Träume gefunkelt, schon seit Jahr und Tag wieder in den Torniſter gesteckt und ist froh, daß ihm heute, fünfzehn Jahre später, über seine Schulter wieder die Pike hängt. Wir müssen Alles vergessen und Alles von Neuem anfangen! Unsere Väter in ihrer Art, wir in unserer. Nur so kommen wir weiter." . . .

Aus einem kleinen, sauber gedruckten Büchlein, das auf seinem Umschlag, gezeichnet von Thomas Theodor Heine, hinter einer vorgehaltenen Löwenmaske einen beliebten Kletterkünstler aus dem Zoologischen Garten zeigt — wie es scheint, in Vertretung des Verfassers —, erfahre ich eben, wo ich diese Zeilen beendet habe, daß ich von allen Jüngeren „der gesundeste und mithin uninteressanteste" bin. Um meinen Mangel an Originalität zu verdecken, die nicht meine Sache wäre, hätte ich einst „vor lauter Geistlosigkeit den konsequenten Realismus erfunden." Ich benutze diese Gelegenheit, um hinzuzufügen, daß ich mir bewußt bin, mit diesem meinem neuen Buche, oder doch wenigstens mit Dem, was ich mit ihm beabsichtige, aus dem gleichen Beweggrunde diese „Erfindung" heute zum Abschluß zu bringen. Daß ich meinem Schicksal nicht entgehen, daß ich für diesen Wahnwitz hängen werde, weiß ich. Aber ich fürchte den Galgen nicht. Ich kenne ihn. Er ist nur aus Zeitungpapier. Arno Holz.

Notizen über Mexiko. F. Fontanes Verlag, Berlin.

Unsere Zeit ist vielleicht die letzte gewesen, in der man noch reisen konnte; schon wir kommen kaum noch aus unserer Civilisation hinaus; das Bild bleibt sich von Welttheil zu Welttheil erstaunlich gleich. Nach den Abenteurern haben die Entdecker und Gelehrten uns die Fremde erobert und dann die Künstler unser Nervensystem nach allen exotischen Schwingungtakten vibriren lassen. Jetzt giebt es keine Entfernungen mehr, die genügten, um Abenteuer glaubhaft zu machen; die Geographie und das Wirthschaftleben lehren Handbücher und Weißbücher besser als Baedeker und Hotelführer kennen; und Familienjournale haben, was für die Sinne neu war, durch ihr Bild und Wort gewöhnlich gemacht. Nur wer hinter bekannten Zeichen fremde Bedeutungen zu erkennen sich Mühe giebt oder wer durch ungewohnte Umgebungen und die Einsamkeit der Ferne angeregt wird, alte Bilder mit frischen Augen anzusehen, hat noch Aussicht, häufiger und nicht blos zufällig durch Ortsveränderung Neues zu empfinden: der Reisende, den Kunstwerke und Gesellschaftformen, die längst für ihn keine Bedeutung mehr hatten, auf eine neue Weise zu rühren beginnen, weil sie Bekenntnisse von Seelen sind, gegen die ihn noch nicht die zu lange schon gewußte Unmöglichkeit, ihr Geheimniß zu lichten, stumpf gemacht hat. Dem begegnet es bei seinen Versuchen, eine neue geglaubte Geisteswelt zu enträthseln, daß er durch Augen, die er dem Fremden leiht, in die Landschaft hinein nie geschaute Stimmungen sieht und alltägliche Kunst mit barbarisch-fremden Phantasievorstellungen zu Symbolen verbindet, die für ihn noch nicht verblaßt sind; er liebt das Reisen als die beste Kur für den müden und durch Enttäuschungen oberflächlich gewordenen Geist. Und auch der Reisebeschreibung, Stanley oder Stendhal, will er eine ähnliche Umwand-

lung seines geistigen Sehvermögens abgewinnen und nimmt es, da alles Fertige die Stimmung, in der es entstanden ist, zerstören müßte, als die natürliche und nicht reizlose Schwäche des Reisebuches hin, daß es nur Unvollständiges, nicht ein fertiges Wissen, zu bieten vermag und sich begnügen muß, einen Boden zu bereiten, auf dem dann vielerlei Frucht wachsen mag. Harry Graf Keßler.

Bankdirektoren und Aufsichträthe.

In den letzten Wochen hat sich die misera contribuens plebs wieder einmal über die Millionen-Tantiemen unserer Bankdirektoren und Aufsichträthe geärgert. Mit Recht und mit Unrecht. Mit Recht, wenn solche Gewinne von Drohnen eingeheimst wurden, wie sie an vielen grünen Tischen sitzen, kraft ihres oft nur ererbten Geldes, ohne Erfahrung, ohne jegliches Urtheilsvermögen; mit Unrecht, wo Geschick, Energie und Fleiß ihre Belohnung fanden. Man stößt sich an der Ungeheuerlichkeit der Summen. Als ob außergewöhnliche Leistungen mit der Alltagselle zu messen wären! Die Leistungen einiger unserer Bankdirektoren sind eben außergewöhnliche, sie gereichen nicht nur ihren Aktionären zum Heil, sondern fördern auch allgemein Handel und Wandel und bahnen deutscher Industrie die Wege in ferne Länder. Bei Kommanditirungen gehören Gewinneinräumungen bis zu 25 Prozent keineswegs zu den Seltenheiten; ist die Stellung eines Direktors unserer großen Bankinstitute im Kern aber etwas Anderes? Und wenn man Leuten, die heute die erste Rolle bei der Deutschen, der Dresdener Bank u. s. w. spielen, eine Kürzung ihrer Bezüge zumuthen wollte und diese Leute ihre Entlassung nähmen, so würden gerade die Aktionäre zuerst in Schrecken gerathen.

Im Allgemeinen freilich, wenn man von diesen wirklichen „Leitern" deutschen Geschäftes absieht, stehen die Summen, die jährlich an Bankdirektoren und Aufsichträthe vertheilt werden, in gar keinem Verhältniß zu deren Leistungen. Das ists, was das Publikum irritirt und was früher oder später die Gesetzgebung zum Einschreiten treiben muß; dazu kommt noch, daß gerade diese Drohnen es gewöhnlich sind, die bei starken Ueberzeichnungen sich zuerst an den Napf drängen. Wer in der Bankenwelt bewandert ist, weiß, daß bei der Besetzung fetter Stellen oft der dreisteste Nepotismus herrscht, daß zu Direktoren häufig Leute ernannt werden, die nichts Anderes sind als die Söhne reicher Aufsichträthe, Leute, denen jede Fähigkeit abgeht und die, schon weil sie blutjung sind, nicht die geringste geschäftliche Erfahrung haben können. Einigen dieser Herren wird es schwer, einen korrekten Brief zu schreiben, bei Anderen reicht die Rechenkunst nicht über die vier Spezies hinaus, und stellt man sie vor komplizirtere Aufgaben, so rufen sie nach einem Spezialisten; noch Andere würden bei einem öffentlichen Examen selbst in der Buchführung das Prädikat „mangelhaft" erhalten, während sie doch alle diese Fächer beherrschen müßten, — nicht nur, um Geschäfte zu machen, sondern, um ihre Bank unter fortwährender Kontrole zu haben. Daher kommt es, obgleich die Belehrung des Anlage suchenden Publikums eine ihrer Hauptaufgaben bilden sollte, daß manche Direktoren auf positive Fragen die Antwort stets schuldig bleiben und sich mit ihrer Unwissenheit hinter das Gebot der Vorsicht verschanzen; ja, es giebt Direk-

toren, die in Folgen Dessen die lächerliche Angewohnheit angenommen haben, nur in der Konditionalform zu reden.

Noch erbärmlicher steht es vielfach mit den Aufsichträthen. Da findet man einige bedeutende Menschen, selfmade men, die bei Entscheidungen den Ausschlag geben, für ihre Tantieme redlich denken und arbeiten, der Direktion eine wahre Stütze sind; neben ihnen einen Troß von Plutokraten, behäbig, liebenswürdig, hochanständig, aber auch eben so unwissend und ohne geschäftliche Routine. Diesen Sinekuristen schiebt man in der Regel die Revisionen zu, die sie übernehmen, um wenigstens Etwas zu scheinen; sie fürchten sich auch nicht vor diesem Amt, weil in erster Reihe ja eine reiche Direktion vor dem Riß steht. Solche Revisionen sind denn auch meistens danach; und wenn man zusieht, wie einige Aufsichträthe im Portefeuille herumblättern, ohne das Wechsellesen zu verstehen, ohne Aussteller oder Bezogene zu kennen, wie sie Stichproben an Geldsäcken machen und damit die Kasse revidirt glauben, so möchte man, frei nach Oxenstjerna, rufen: O Ihr Aktionäre, wenn Ihr wüßtet, mit wie wenig Weisheit Eure Kapitalien kontrolirt werden!

Eine solche Revision pflegt ein oder zwei Stündlein zu dauern, oft sogar vorher angekündigt zu werden, während der Eingeweihte weiß, daß sie Tage erfordert und die Kontrole einer Bank überhaupt sehr schwer ist, so schwer, daß viele tüchtige Leute aus diesem Grunde allein den verlockendsten Tantiemen widerstehen und in keinen Aufsichtrath hineinwollen. Von einer großen süddeutschen Bank sagt man z. B., ihre offenen Depots seien so groß, daß eine Einzelbehandlung überhaupt unmöglich sei und sie sich auf Stichproben und die indirekte Kontrole durch die Coupons beschränken müsse; und probat ist vielleicht das Verfahren jenes Direktors, der vor Beginn der Revision ein paar Aktien zu sich zu stecken pflegte, deren Fehlen die angestellten Zähler dann herausfinden mußten, um ihm Gewißheit zu schaffen, daß jedes Pack genau nachgesehen war. Am Richtigsten wäre es, einen Theil der Tantiemen für die Anstellung staatlicher Revisoren zu verwenden, nach verbesserter Art englischer auditors; die Herren Aufsichträthe könnten dann ruhiger schlafen.

Immerhin gehört die Kontrole mehr zu den mechanischen Dingen; die Aufsicht über die Geschäfte selbst müssen sich die Aktionäre mit Hilfe der Presse aneignen und sie müssen, um sie zu üben, regelmäßig in den Versammlungen erscheinen. In dieser Beziehung übertreffen wir zwar alle anderen Länder, sind aber trotzdem noch weit vom Ziel entfert. Da sich allmählich Alles in Aktienform umwandelt, sollte auch der kleine Sparer nachgerade Bilanzen lesen und Fragen stellen lernen. Und was die Presse betrifft, so bringen wohl einzelne hervorragende Blätter eigene Urtheile, aber noch immer ist es Sitte, daß den meisten Zeitungen die Artikel aus den Kreisen der Verwaltungen geliefert werden.

Unser ganzes Großbankensystem, dem die Gesetzgebung hilft, den kleinen Bankier an die Wand zu drücken, hat noch keine schweren Zeiten durchgemacht. Es ist wie ein gewaltiger Baum, der nur mit den dicken Wurzeln in der Erde steckt und dem die Saugwurzeln fehlen; solche Wurzeln sind aber nöthig, nicht nur zur Ernährung, sondern auch zur Befestigung. In einer Krisis werden Millionen Kreditbedürftiger finden, daß die kleinen Bankiers geduldiger, rücksichtvoller, erhaltender mit ihnen verfahren wären, als es die großen Banken thun können, und der Sturm wird einen viel schlimmeren Schaden als sonst anrichten.

Plutus.

Notizbuch.

Friedrich Hebbel ahnte früh, als die Menge noch lüstern in die üppigen Maskenfeste der Romantiker lief, daß die Zeit der reinen Heroentragoedie zur Rüste neige und der trübe Tag der Tragikomoedie nahe, „die sich überall ergiebt, wo ein tragisches Geschick in untragischer Form auftritt, wo auf der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende Mensch, auf der anderen jedoch nicht die berechtigte sittliche Macht, sondern ein Sumpf von faulen Verhältnissen vorhanden ist, der Tausende von Opfern herunterwürgt, ohne ein einziges zu verdienen. Ich fürchte sehr, manche Prozesse der Gegenwart können, so wichtig sie sind, nur noch in dieser Form dramatisch vorgeführt werden. Tragisch zu sein, hörten selbst die bedeutendsten auf, seit die Ueberzeugung der einen Partei nicht mehr mit der Ueberzeugung der anderen, sondern nur noch mit ihren Interessen zu kämpfen hat. Aber die Träger und Verfechter dieser Interessen, wie nichtig und erbärmlich sie auch, als Persönlichkeiten betrachtet, seien, sind der Komoedie trotzdem noch nicht verfallen, denn es gehen fürchterliche Wirkungen von ihnen aus. Da bleibt dem Künstler, der sich nicht begnügen will, die Rosen und Lilien auf dem Felde zu malen, nichts übrig, als zu der Form der Tragikomoedie zu greifen.“ Diese Sätze schrieb der Dichter in das Vorwort zu seinem „Trauerspiel in Sizilien“, das die Schreckgestalt eines skrupellos frechen Kapitalisten auf die Bretter bringen wollte. Dem kleinen Werk, in dem die Tatze des Löwen kaum zu erkennen ist, blieb sogar im Kreis der Freunde der Beifall versagt und der Vater, der für das ungerathene Kind stets eine rührende Zärtlichkeit bewahrte, tröstete sich mit dem Glauben, das Publikum sehe in dem schäbigen Protzen Gregorio eine Karikatur, der in der gemeinen Wirklichkeit ein Ebenbild nicht zu finden sei. Er war deshalb froh, als er ein Lustrum später in sein Tagebuch schreiben konnte: „Als es vor einigen Jahren zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko zum Kriege kam, erbot sich ein new-yorker Bankier, diesen Krieg gegen Ueberlassung der Beute privatim zu führen, die nöthigen Generäle aus Europa zu verschreiben, die Truppen anzuwerben und einen Reuschilling zu erlegen, falls das Land nicht in der vereinbarten Frist erobert sei.“ Das war damals ein Gerücht, ein vielleicht von einem Spaßvogel ersonnenes, dem keine Bestätigung folgte. Jetzt aber, da zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien der Krieg ausgebrochen ist, muß man wieder der Stimmung gedenken, aus der dieses Gerücht einst entstehen konnte. Wäre es nicht wirklich verständiger, wenn ein paar new-yorker und madrider Bankiers mit Miethlingschaaren die Sache besorgten? Zur Heroentragoedie läßt der häßliche Handel sich doch nicht aufputzen. Es ist ein Geldkrieg, den die Geldmächte unter einander ausfechten sollten. Die spanischen Geldkönige rasen, weil ein werthvolles Ausbeutungobjekt ihnen zu entschwinden droht, und sie alarmiren die sogenannte öffentliche Meinung, die auf ihren Plantagen produzirt wird; im schlimmsten Fall kommt es zu einem Staatsbankerott, der das Land entschuldet und den Pesetenkurs so gestaltet, daß er für die Börsenleute endlich wieder bequem ist. Was kümmern sie die auf Kuba gehäuften Leichen? Die Gefallenen gehörten nicht zu ihrer Klasse und es ist nun einmal das Schicksal der andalusischen Bauern, im Dienst strebsamer Kapitalisten zu verbluten. Und die Kräfte, die im amerikanischen Norden zum Kriege drängten, sind gewiß nicht von edlerer Art, — wenn man auch zugeben muß, daß die spanische Schandwirthschaft auf der Antilleninsel nicht mehr zu dulden war

und die Kubaner von der Zugehörigkeit zur Interessenphäre der Yankees beträchtliche Vortheile haben werden. Der Deutsche hat keinen Grund, sich für Spanien und gegen die wachsende Macht des Angelsachsenthumes zu erhitzen; er kann ruhig zuschauen, wenn die Lebenskraft und das Ansehen der romanischen Völker, die feine Fäden den Slaven verbinden, rascher, als ers ahnen konnte, schwindet. Aber er darf sich auch nicht durch veraltete Vorstellungen täuschen lassen. Ein Krieg ist, seit die herrliche Kulturwelt der unbeschränkten Herrschaft des mobilen Kapitalismus erobert ward, nicht mehr wie früher zu beurtheilen; neue Kräfte stehen im Kampf und neue Erfahrungen werden uns bald vielleicht überraschen. Alle geschäftlichen Beziehungen sind längst international geworden; man redet zwar noch von deutschem, französischem, spanischem Kapital, aber Niemand weiß genau, in wessen Besitz die deutschen Konsols, die französischen Rentenscheine und die spanischen Exterieurs sind, Niemand kann sagen, ob die Kaperung spanischer Schiffe nicht am Ende nur englische Versicherungsgesellschaften schädigen wird. Die Heldengrimasse betrügt keinen klar Blickenden mehr. Jeder fühlt, daß große Summen und große Konjunkturen auf dem Spiel stehen, und sogar unter den Zuschauern denkt man weniger an die Blutopfer des Finanzkrieges als an die Frage, ob die Erschwerung des Exportes aus den Vereinigten Staaten in Europa die Eisenpreise steigern wird. Wir leben im Zeitalter der Tragikomoedie; und wenn Hebbel jetzt wiederkäme, würde er seine Weissagung bestätigt finden und in dem Geldkriege Kämpfer sehen, neben denen sein Gregorio wie ein armsälig harmloser Schächer erscheinen müßte.

* * *

Eine berliner Firma hat es für angemessen erachtet, das folgende Inserat in die Zeitungen setzen zu lassen:

Neu! Hervorragend **schöne** Aufnahmen **Neu!**

S. M. des Kaisers

(von den Hofphotographen **Reichard & Lindner**)

in **Admirals-Gala-Uniform,** Brustbild en face.

1. Aufnahme: lächelnd.
2. „ : ernster.

Kabinet *M.* 1.25. Boudoir *M.* 4.—. Panel *M.* 7.—. Imperial *M.* 20.—.

Die Aufnahmen zeichnen sich durch besondere Schärfe aus und dürften sich großer Beliebtheit seitens des Publikums erfreuen. Wir bitten deshalb um **baldgefällige** Aufgabe Ihres Bedarfes.

Hochachtend

Gustav Liersch & Co., Berlin W.,
Französische Straße 46.

* * *

In der Leipziger Volkszeitung hat der Abgeordnete Schoenlank neulich die beiden folgenden Kabinetsordres neben einander gestellt:

Kabinetsordre vom 28. März 1898:

An den Generalfeldmarschall Grafen von Blumenthal. Ich entbinde Sie hiermit in Folge Ihres mir vorgetragenen Einverständnisses von der Stellung als Generalinspekteur der dritten Armeeinspektion unter Belassung als Chef des reitenden Feldjägercorps und des Magdeburgischen Füsilier-Regimentes No. 36, sowie à la suite des Garde-Füsilier-Regimentes und des dritten Thüringischen Infanterieregimentes No. 71.

Ich habe, um das bisher von Ihnen bezogene Gehalt für anderweitige Zwecke zum Nutzen der Armee verwendbar zu machen und um Sie hierdurch nach Möglichkeit nicht in Ihrem Einkommen zu beeinträchtigen, an das Kriegsministerium verfügt, daß Ihnen vom ersten April d. J. ab die gesetzlich zustehende Pension angewiesen und daß Ihnen außerdem von diesem Zeitpunkt an ein Zuschuß zur Pension nach Maßgabe bereiter Mittel gezahlt werden soll. Indem ich Sie hiervon benachrichtige, bemerke ich, daß, wenn Sie auch durch diese Verfügung in das Verhältniß der Offiziere z. D. treten, Sie dennoch die aktiven Dienstzeichen fortzutragen haben und auch ferner in der Ancienne-tätliste der Generalität geführt werden. Auch habe ich bestimmt, daß Ihr Sohn, der Major von Blumenthal, aggregirt dem oldenburgischen Dragonerregiment No. 19, aus seinem Kommando als Adjutant bei der dritten Armeeinspektion in gleicher Eigenschaft zum Chef des reitenden Feldjägercorps übertritt. Ich darf erwarten, daß Sie in dieser, im Interesse der Armee nicht von der Hand zu weisenden Verfügung auch meine Fürsorge für Sie und meinen Wunsch, der Armee Ihren gefeierten Namen und Ihre Zugehörigkeit in der bisherigen Weise zu erhalten, erkennen werden.

Berlin, 28. März 1898.

gez. Wilhelm.

Kabinetsordre vom 22. April 1898:

Mein lieber Feldmarschall! Nachdem durch meine Ordres vom 28. März und 21. April d. J. Ihre äußeren Dienstverhältnisse anderweit angeordnet sind, nehme ich am heutigen Tage, an dem Ihnen vor nunmehr 34 Jahren mein in Gott ruhender Herr Großvater für Ihre hervorragenden Verdienste während des Feldzuges von 1864 den Orden pour le mérite verliehen, gern Gelegenheit, erneut meiner Freude warmen und herzlichen Ausdruck zu geben, daß mit Ihrem Rücktritt von der Stellung als Armeeinspekteur in den Beziehungen zu mir und meiner Armee eine Aenderung nicht eingetreten ist. Ich und meine Armee sind stolz darauf, Sie auch weiter als leuchtendes Vorbild aller soldatischen Tugenden zu besitzen. Um Ihnen auch ein äußeres Zeichen meiner fortdauernden Dankbarkeit und meines Wohlwollens zu geben, verleihe ich Ihnen hiermit die Brillanten zum Orden pour le mérite.

Homburg v. d. H., 22. April 1898.

Ihr wohlgeneigter
König
Wilhelm R.

An
den Generalfeldmarschall
Grafen von Blumenthal,
Chef des reitenden Feldjägercorps
zu Berlin.

Es ist erfreulich, daß ein Mann von den Verdiensten des Grafen Blumenthal wenigstens nicht in sichtbarer Ungnade aus seiner Stellung entfernt worden ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.